



Johann Wolfgang von Goethe  
Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 22. März 1932

Eisenplakette aus der Gleiwitzer Hütte, Modell von Leonhard Posch 1827  
Aus „Gleiwitzer Güsse“ von Erwin Hintze

## Goethes oberschlesische Reise im Jahre 1790

### Eine heimatkundliche Untersuchung

Von Alfons Perlick

In seiner Eigenschaft als Verwalter der herzoglichen Bergwerke unternahm Goethe 1790 von Breslau aus mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und Graf von Reden seine bekannte Reise durch das oberschlesische Gebiet.

Die Quellen für eine Untersuchung dieser Goethe-Reise sind sehr dürftig. Goethes „Notizbuch von der schlesischen Reise“ enthält nur wenige sich auf Oberschlesien beziehende Zeilen, die zudem noch ohne Ortsangabe sind;<sup>1</sup> nur seine Anwesenheit in Tarnowitz ist durch Eintragungen sicher bezeugt. Auch die Aufzeichnungen von Goethes Diener Goese versagen, da Goethe hier als Gast des Herzogs reiste.<sup>2</sup> Desgleichen sind auch keinerlei Andeutungen in den Tag- und Jahreshäften enthalten. Die nach Abschluß der Reise aufgenommene Korrespondenz (während der Fahrt sind keine Briefe geschrieben worden), enthält nur in zwei Schreiben Hinweise. In der in Aussicht gestellten aber nicht geschriebenen „Campagne in Schlesien“ hätten wir dagegen eine ausführliche, unschätzbare Darstellung unserer Landes- und Volkstumsverhältnisse durch Goethe geschenkt erhalten. Später ist in zwei in Oppeln erschienenen Arbeiten von Wengel<sup>3</sup> und Hoffmann<sup>4</sup> der Versuch gemacht worden, eine Schilderung von Goethes schlesischer Reise zu geben. Wenn sich auch die Unklarheiten dieser Reise nicht endgültig aufhellen lassen werden, so ist es doch möglich, im Rahmen einer allseitigen heimatkundlichen Untersuchung sie von dieser Seite her noch etwas näher zu beleuchten.

Bereits in Breslau hatte Goethe Männer kennen gelernt, die zu Oberschlesien in Beziehungen standen. Zunächst war es der Freiherr Friedrich von Schuckmann, der damals noch Rat bei der Oberamtsregierung und im Nebenamt Oberberggerichter war<sup>5</sup>. Gerade in den Briefen an seinen Freund, den Kapellmeister Fr. Reichardt, berichtete er soviel Persönliches aus diesem Verkehr, das zeigt, wie nahe sich die beiden

<sup>1</sup> Jarncke, Goetheschriften. Hp3g. 1897, 157—191 (auch Abdruck des Tagebuches).

<sup>2</sup> Goethe-Jahrbuch XI, 1890, 64—70: Jarncke, Goetheschriften 191—197.

<sup>3</sup> Wengel H., Goethe in Schlesien (1790). Oppeln 1869.

<sup>4</sup> Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberschlesien. Oppeln 1898. Vgl. auch: Chr. Niesel-Pessenthin, Goethe in Schlesien (Oberschlesien 7, 1909, 525—531).

<sup>5</sup> v. Lüttwitz, Biographie des kgl. preuß. Staatsministers Frhr. v. Schuckmann. Leipzig. 1835, 59 E.

gekommen waren. Goethe, der ihn auch als tüchtigen Wirtschaftler bald erkannt hatte, versuchte ihn als Kollegen in Weimar'sche Dienste zu ziehen. Schuckmann's Chef war damals Graf von Reden; in diesem Leiter des schlesischen Bergamts fand Goethe einen ausgezeichneten Führer durch die neu aufblühende Industrietätigkeit im oberschlesischen Gebiete. Schuckmann erwähnt in einem seiner Briefe an Reichardt<sup>6</sup> auch das Zusammentreffen Goethes mit dem durch seine Körperfülle auffallenden Grafen Philipp Colonna aus Groß-Strehlig: „Bei Reden sah Goethe die sonderbare Kreatur, die ihn sehr amüsiert hat. Ich war zu weit von Goethe, um mit ihm zu reden, und stachelte also in Ermangelung des Bessern diesen Fleischklumpen an, wodurch der Mittag über mein Erwarten animiert ward“. Colonna war einer der reichsten oberschlesischen Grundbesitzer und hatte die gewerbliche Tätigkeit auf seinen Besitztümern hervorragend gefördert. Mit Goethe hatte er als Kunstsammler verwandte Neigungen, sodaß alsbald auch hier auf dieser Grundlage nähere Beziehungen entstanden sein mögen<sup>7</sup>. In den Kreis, von dem Goethe weitere Auskunft über die oberschlesischen Verhältnisse erhalten konnte, gehörte auch der Kriegs- und Domänenrat von Klöber, der 1785 anonym ein wertvolles geschichtliches Werk „Von Schlesien vor und nach dem Jahre 1740“ veröffentlicht hatte. Auch mit dem Prorektor Joh. Gottl. Schummel, einem bedeutenden Reformpädagogen und Aufklärer seiner Zeit<sup>8</sup>, der ein Jahr später nach Oberschlesien kam und seine Beobachtungen in „Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791“ (Breslau 1792) niederlegte, trat Goethe in Verbindung.

Wir werden mit Zutraue annehmen müssen, daß die Reisegesellschaft mit Rücksicht auf den Geburtstag des Herzogs (3. September) bereits am 2. des Monats Breslau in der Richtung Brieg, Oppeln verlassen hat. Da Goethe erst am 4. in Tarnowitz weilte, so wird die Fahrt bis dahin entweder in Oppeln oder Groß Strehlig unterbrochen worden sein. Im Hinblick auf die in Breslau gemachte Bekanntschaft mit Colonna dürfte Groß Strehlig eher dafür in Frage kommen. Wahrscheinlich ist auch, daß hier auf dem Wege zwischen Oppeln und Groß-Strehlig Beobachtungen und Auskünfte Redens über die Kalkverwertung notiert wurden. Goethe trug ein (Bl. 10 b): „Kalkofen 18 Fuß, sollte 24 Fuß seyn, (verarbeitet) in 24 Stunden 100 scheffel, 2—3 Pfd. täglich profit“. In diesem Zusammenhange gibt Reden wohl auch über das „Verhältnis des Holzes zur Kohle“ Auskunft: „Ein Kloster 5 Scheffel im Durchschnitt. Doch kommts auf die Einrichtung der Feuerung an“. Auch wurde über die Einwirkung des

<sup>6</sup> Holtei, Goethe in Breslau. Auszüge a. d. Jhrn. v. Schuckmann's Briefen an Kapellmeister Reichardt (Westermann's Monatshefte 17, 1865, 80).

<sup>7</sup> Nowack, Die Reichsgrafen Colonna. Groß-Strehlig 1902, 34 ff. u. Schles. Lebensbilder II, 119 (Nowack).

<sup>8</sup> Schles. Lebensbilder II, 103 (Hippe).

Kalkes auf den Wiesenwuchs<sup>9</sup> gesprochen: „Kalkdüngung dem Grase feind im ersten Jahre; im zweiten wächst das Gras wieder“. Für die Weiterfahrt ist die alte Handelsstraße über Loß und Peiskretscham benutzt worden. Ob man Tarnowitz längs des Dramatals über Alt-Tarnowitz, oder über Wieschowa, Waldhof, Friedrichswille erreicht hat, kann nicht entschieden werden. Die bequemere, wenn auch etwas längere Route war die Strecke über Wieschowa mit dem Anschluß an die damals schon viel benutzte Verbindung zwischen Gleiwitz und Tarnowitz.

Tarnowitz bildete Ende des 18. Jahrhunderts den Mittelpunkt des oberschlesischen Bergbaubetriebes. Besondere Schwierigkeiten beim Abteufen des Erzes bereitete der Wasserzufluß. Die zu seiner Bewältigung unterhaltenen Pferdegöpel wurden nun auf Betreiben Redens nach und nach durch Dampfmaschinen ersetzt. Ende August 1787 ist auf der Friedrichsgrube eine vom Engländer Hornfray erbaute Maschine der Benutzung übergeben worden. Eine zweite, kleine, in Malapane hergestellte, war noch kurz vor Goethes Erscheinen am Gotthelfstollen in Betrieb gesetzt worden<sup>9</sup>. Als eine der ersten Feuermaschinen in Preußen waren sie eine Sehenswürdigkeit auch für Karl August und Goethe, die mit denselben Schwierigkeiten der Wasserbekämpfung in ihren Bergwerken zu kämpfen hatten. An die Beschäftigung der Maschinen erinnern mannigfache heute nicht mehr erkennbare Maschinenzzeichnungen auf der Rückseite des Vorderdeckels von Goethes Notizbuch auf Bl. 32b= (7a) und 37a= (2b). Auch der 1786 gegründeten Friedrichshütte nordöstlich von Tarnowitz wurde ein Besuch abgestattet. Vielleicht brachte ihn gerade die hier beobachtete Verhüttung der Bleischliche auf den Gedanken, in seinem Ilmenauer Bergbau den Kupferschiefer in ähnlicher Weise zu behandeln<sup>10</sup>.

Goethes Anwesenheit in Tarnowitz wird durch seine Eintragung in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube bestätigt<sup>11</sup>. Auf derselben Seite befindet sich das berühmte Epigramm an die Tarnowitzer Knappschaft:

Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reiches, wer hilft uns  
Schätze finden und sie glücklich zu bringen aus Licht.

Nur Verstand und Redlichkeit helfen. Es führen die beiden  
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Diese Zeilen sind ursprünglich nicht in das Buch eingetragen; sie sind erst auf der weiteren Reise über Beuthen nach Krakau bei tüchtigem Wagengerumpel entstanden

<sup>9</sup> Fehner, Gesch. d. Schles. Berg- u. Hüttenwesens. Berlin 1903 296 ff. Abbild. der Feuer-  
maschine i. d. Atlas zu Koch's Druckschrift z. Feier d. 100-jähr. Bestehens der Friedrichsgrube  
b. Tarnowitz. Berlin 1884. Vgl. auch Enth, Der Schneider von Ilm und Schummel a. D. 77—79.

<sup>10</sup> Weimarer Goethe-Ausgabe IV. Abtlg. 9, Bd. 231.

<sup>11</sup> Kern, Das Goldene Buch von Tarnowitz. 1913, 12.

und wohl erst nach der Rückkehr von Breslau dem Grafen Reden in Abschrift auf einem Zettel zugesandt worden. Im Entwurfe (Bl. 8b) lautet die ursprüngliche Notierung „Wer (weist euch) Schätze finden und sie (bringe) glücklich zu bringen ans Licht“. Über dem eingeklammerten „weist euch“ steht verbessert „hilft e u c h“; doch die Abschrift im Tarnowitzer Buch enthält eigenartigerweise die Fassung „hilft u n s“. Goethe's Gedicht ist zunächst unter seiner am 4. September gegebenen Unterschrift eingeklebt worden; um es aber einzuleiten, hat man noch schwulstige Begrüßungsverse nachträglich dazwischen geschoben und demgemäß Goethe's Zeilen weiter unten angeheftet. Die Verschiedenheit der beiden Unterschriften auf derselben Seite hat auch zu Zweifeln an der Echtheit des Namenszuges Veranlassung gegeben<sup>12</sup>.

Verstand und Redlichkeit waren also für Goethe die Hauptmerkmale der hier arbeitenden Oberschlesier. Er wollte zum Ausdruck bringen, daß unser Volk sich mit Hilfe seines Verstandes und seiner Redlichkeit (d. h. seines ehrlichen tüchtigen Charakters) „jeglichen Schatz“ dieser Erde erschließen wird, womit Goethe gewiß nicht allein die Schätze u n t e r der Erde meint. Seine Tarnowitz gewidmeten Zeilen sind aber später oft mißdeutet worden. Die erste Veranlassung dazu gab wohl Schummel, der 1792 das Epigramm Goethes mit Bemerkungen veröffentlichte. Diese Zeilen waren ihm gerade recht, um im Rahmen seiner Aufklärungsschrift einige gegen Goethe ausfällige Erörterungen daran zu knüpfen. Schummel schreibt: „So schön und richtig der letzte Gedanke ist, sowohl allgemein, als besonders auf Tarnowitz angewandt, (wie denn überhaupt das Bergwerks-Departement sich durch eine Menge geschickter und tätiger Männer auszeichnet): so hatte doch Herr von Goethe durch den Anfang seiner Inschrift, ohne es zu wollen, versteht sich, vielleicht ohne es einmal zu ahnen, manchen Leuten empfindlich wehe getan. Die Tarnowitzer legten das „Fern von gebildeten Leuten“ ebenso aus, wie die Göttinger das Epigramm von Rästnern auf Bürgern . . . auslegen mußten . . . Da die Friedrichsgrube, wie schon gesagt, eine Viertelmeile von der Stadt entfernt ist, so konnten die obigen Worte allerdings so ausgelegt werden, als sey die Knappschaft auf der Friedrichsgrube fern von gebildeten Menschen, folglich nahe bei ungebildeten und da nun die Tarnowitzer die nächsten Nachbarn sind, ergo! Allein ich bin fest überzeugt, daß dieser Sinn dem Herrn v. Goethe nicht im Traum eingefallen ist. Das hebt aber lange noch nicht den Stein des Anstoßes; denn nun zieht ganz Oberschlesien diese Stelle auf sich, und findet sich höchlich beleidiget, daß ihm die Bildung abgesprochen werden will. In dieser kritischen Lage zwischen der Hälfte meines Vaterlandes und eines so respectablen Schriftstellers Deutschlands, trat ich auf die oberschlesische Seite und schrieb in obiges Buch ein Versprechen, was sich am Ende

<sup>12</sup> Vgl. Hoffmann A., Das Epigramm Goethes an die Knappschaft zu Tarnowitz (Oberschlesien 7, 1908—09, 576—580).

dieses Werks redlich halten werde.“ In dem Goldenen Buch von Tarnowitz finden wir auch die von ihm erwähnte Eintragung: „Johann Gottlieb Schummel, Procr. bey St. Elisabeth, schrieb dies den 26. Juli 91 mit innigem Mißfallen über die gegen Oberschlesien geäußerten Urtheile, deren Zurechtweisung des nächsten seine Arbeit seyn soll.“ Unter diesem Gesichtspunkt gab dann auch Schummel seine Reisebeschreibung heraus und schloß seine Ausführung mit einer apotheotisch vorgetragenen Ehrenerklärung, in der er für Goethes vermeintlichen Angriff auf Oberschlesien Genugthuung leisten wollte: „Oberschlesier, die ihr solcher Handlungen fähig seid, hier bringe ich euch öffentlich den Tribut meiner Achtung und Liebe dar! Auch ich verkannte euch zum Theil. Hier habt ihr meine laute Ehrenerklärung! Möchte sie euch für so viele erlittene harte Urtheile, einiger Ersatz seyn, und meine näheren Brüder die deutschen Schlesier zu wahren Brüdergesinnungen gegen euch stimmen!“ Selbstverständlich hatte es Goethe fern gelegen, den Oberschlesier durch die Anfangszeile seines Epigramms irgendwie kränken zu wollen; seine Zeilen bezogen sich auch nicht allein auf die Friedrichsgrube, sondern waren dem Tarnowiger, ja dem gesamten oberschlesischen Bergbauvolke gewidmet. Goethe schrieb unter dem Eindruck der eintönigen Landschaft, den schwierigen Wegeverhältnissen, den kümmerlichen am Wege liegenden Ortschaften, den ärmlichen Kleinstädten; und er empfand das Bergbaurevier mit seinem regen Eifer, den neuen technischen Einrichtungen und dem tüchtigen Beamtenapparat wie eine Industrie- und Kulturinsel inmitten des noch in armseligen Verhältnissen stehenden Landes, über deren i n n e r e Zustände er hauptsächlich durch seinen Begleiter Reden orientiert worden war. Um so mehr wurde Goethe davon ergriffen, der aus der mitteldeutschen Kulturlandschaft und dem Weimarer Hofleben kam und zum erstenmal das damals noch wenig aufgeschlossene östliche Grenzland mit eigenen Augen sah. Auch Schummel und Zöllner,<sup>13</sup> die doch diesem Lebenskreis bedeutend näher standen, konnten nicht umhin, dieses Niveau wiederholt aufzuzeigen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sich durch die zivilisatorische Entwicklung die Physiognomie des Landes wesentlich zu ändern. Doch fanden diese Umstände ans einer gewissen jedem Grenzvolke anhaftenden Empfindlichkeit damals für die Deutung und Sinngebung der Goetheverse noch wenig Berücksichtigung. Im Gegenteil, die Angriffe mehrten sich. So finden wir in dem Gastbuch der Friedrichsgrube eine Eintragung vom 10. April 1793 von Georg Gessellius, die Goethes Zeilen zwar recht unklar, aber doch mit Genuß paraphrasiert:<sup>14</sup> Zwar am Ende des Reichs, doch nah bey gebildeten Menschen, Was auch mit A t t i s c h e m C a l z, blos nur aus Paradozie, Der gefährliche Dichter des armen W e r t h e r s Euch vorwarf,

<sup>13</sup> Zöllner, Briefe über Schlesien. Breslau 1792.

<sup>14</sup> Goldene Buch S. 18 u. Oberschlesien 12, 1913--14, 534 (Der getadelte Goethe).

Findet Ihr wahrlich! durch das, was er, großmüthig Euch ließ,  
 Und was Euch mehr werth ist als Wiß und höfisches Spötteln,  
 Durch das Licht des V e r s t a n d e s , unter der N e d l i c h k e i t Schirm,  
 Was zum wahren Glücke der mehrsten g e b i l d e t e n Menschen  
 Besser wär: Ihr ließt in der Erde versteckt.

Auch aus diesen Zeilen spricht ärgste Erbitterung über Goethes vermeintlichen Spott. Mit versteckter Zynik deutet der Verfasser an: Hättet ihr die Erze unter der Erde gelassen, da währet ihr von Goethes Zunge verschont geblieben. Den Höhepunkt dieser Auseinandersetzung bildete aber der von Kosmeli 1835 veröffentlichte Schmähartikel „de Goethe in Larnowig“. <sup>15</sup>

Schon einige Zeilen genügen, um zu zeigen, in welchem Rahmen sich seine noch dazu auf falscher Orientierung beruhenden Ausführungen bewegen. „Gibt es wohl etwas Jämmerlicheres, Faderes, als folgende f e h l e r volle Verse im Bergwerks-Fremdenbuch in Larnowig, p. 12 mit die Didotschen Lettern geschrieben — unterzeichnet: d e G o e t h e. — Damit man ja bemerkt, die Verse wären nicht von Goethe sondern vom Herrn von Goethe, macht sich der Cavalier, der f r i s c h = gebackene, so lächerlich, sich zu unterschreiben d e G o e t h e , wie in dem berühmten Stammbuch des H. v. Anthing, und moquirt sich doch in den letzten Jahren seines Lebens über das „deutsche B a b e l“, zu dem er mit seinem d e G o e t h e selber den Grundstein legte“. Aus welchen Beweggründen Michael Kosmeli, ein gebürtiger Pleßler (1773), der nach einem wechselvollen abenteuerlichen Wanderleben durch das ganze Europa sich schließlich in Breslau als Arzt und Privatgelehrter niedergelassen hatte <sup>16</sup>, diese Angelegenheit des Larnowiger Epigramms wieder aufrollt, ist nicht recht ersichtlich. Daß d i e s e Auffassung von Goethes Dichtung keine allgemeine war, geht schon aus der Redaktionsbemerkung der Neuen Schlesischen Blätter hervor: „Wenn auch die in diesem Aufsatze herrschende Ansicht wohl nur von Wenigen geteilt werden dürfte, so hat doch die Überzeugung eines hochachtbaren Mitarbeiters hier einen Platz finden müssen“. Wahrscheinlich liegt die Ursache dieses verstiengenen Angriffes wie bei Schummel in einem gewissen gekränkten schriftstellerischen Ehrgeiz, da Kosmeli seit 1799 viele Werke veröffentlicht hat. Aber 1838 hat der in Larnowig erscheinende Bergfreund noch den Kosmeli'schen Aufsatz mit sichtlichem Behagen in seinen Spalten veröffentlicht. <sup>17</sup> Schließlich versucht noch Alfred Kerr eine Korrektur der Verse durch die Umstellung „v e r bildete Menschen“.

<sup>15</sup> Neue Schles. Blätter für Unterhaltg., Kunst u. Lit. 1, 1835, 21—22.

<sup>16</sup> Goedeke, Grundriß VI<sup>2</sup>, 387 u. Klemenz, Der Anteil Oberschles. an deutscher Geisteskultur und Dichtung (Oberschles. 17, 1918—19, 172 ff.).

<sup>17</sup> Hoffmann 35.

Es ist wohl als selbstverständlich anzunehmen, daß Goethe bei seiner Anwesenheit im obererschleifischen Industriegebiet neben der Erzgewinnung und -verhüttung auch dem Kohlenabbau Interesse geschenkt hatte. Ein direkter Nachweis für eine weitere Besichtigung in der Beuthener Landschaft kann bis jetzt nicht geführt werden, doch sprechen einige Notizen technischer Art in seinem Tagebuche dafür. Schon Zarncke bringt den Hinweis, daß Goethe seine Notizen über Kohlen- und Holzverbrauch (Bl. 10b) auf dieser Breslau-Krakauer Reise gesammelt habe; Hoffmann versucht noch näher zu lokalisieren und nennt in diesem Zusammenhange sogar K u d a <sup>18</sup>. Tatsächlich bestand für Goethe auf dieser Fahrt nur diese einzige Möglichkeit, h i e r im Beuthener Lande bequem den obererschleifischen Kohlenabbau im Augenschein nehmen zu können. Für einen kurzen Besuch kam nur die Davidgrube bei Drzegow und die dem Baron von Stechow gehörende Brandenburggrube bei Kuda in Frage. David lieferte nachweislich in den 80er Jahren Kohlen für die Feuermaschinen auf der Friedrichsgrube, für die dortigen Kalk- und Ziegelöfen und Galmesrösterein. Da sie aber 1789 bereits in Firken lag, auf der Brandenburggrube aber eine erweiterte Anlage vorhanden war und 1790 ein neuer Stollen fertig wurde, mag diese günstige Gelegenheit den Grund zu einer Besichtigung gegeben haben. Die Brandenburggrube ist übrigens auch die älteste Anlage in diesem Bezirk (1748). Der Betrieb war selbst damals wenig umfangreich; 1788—88 hatte die Grube nur eine Belegschaft von 4 bis 12 Hauern und 2 bis 4 Schlep-  
pern.<sup>19</sup> Für Goethe mag besonders die wirtschaftliche Ausnutzung und Förderung von Interesse gewesen sein. In diesem Zusammenhange notiert er (1. loses Bl.): „Stück Kohlen, kleine Kohlen, Kalk Kohlen — Kalk Kohlen, die geringsten, die nicht backen — die besten backen. — Keine Glanzkohlen im Ofen abgeschwefelt zu Cooks (geben die) sind die besten.“ Goethe vermerkt also die Einteilung der Kohle nach Stück, Klein- und Kalk-Kohlen. Mit Kalkkohle wird das Material bezeichnet, das einen großen Prozentsatz von erdigen Bestandteilen wie Kalk, Tonerde usw. aufweist. Aus den Notizen geht weiter hervor, daß gerade das Verkoklungsproblem in Verbindung mit der Erzschnmelzung zwischen Goethe und Reden eine Rolle gespielt hat. Reden hatte damals bereits die Verhandlungen wegen Aufbau von Hochofen in Gleiwitz und der Königshütte eingeleitet. Als Vorbereitung für dieses Unternehmen waren z. B. gerade Versuche zur Verkokung der Kohle auf den erwähnten Gruben von Wilkinson und Koulhaß im Gange.<sup>20</sup> Im Hinblick auf die ungünstigen Veränderungen, welche die auf der Halde lagernden Kohlen für den Verkokungsprozeß erleidet, wurde gerade an der mageren Kohle der Davidgrube festgestellt, daß diese sehr schnell zerfalle. Der von Goethe

<sup>18</sup> Vgl. Hoffmann 36.

<sup>19</sup> Sechner 613—14.

<sup>20</sup> Sechner 299—300.

verwandte terminus „backen“ findet seine Erklärung in der Beschreibung von Deynhausen. „Bei der Verkoakung der Steinkohle ist der Gehalt an Bitumen von vorzüglichem Einfluß. Die sog. fetten Steinkohlen, welche am meisten Bitumen enthalten, blähen sich während des Koakens auf und backen zusammen. — Die mageren Kohlen dagegen blähen sich bei dem Verkoaken nicht auf und backen auch nicht zusammen; oft sogar verkleinern sie sich wohl noch mehr und fallen auseinander, wenn sie zu mager und daher unbrauchbar sind.“<sup>21</sup> 1799 kommt der Herzog noch einmal auf diese Unterhaltungen zurück und regt an, einen Menschen nach Schlesien zu schicken, der „dort das Zusammenbacken der gepulverten Steinkohlen kennen lerne“; er fordert Goethe auf, dieserhalb ein Promemoria an den Grafen Reden zu richten.<sup>22</sup>

Für die Besichtigung der Rudaer Grube wird man eine Morgenstunde des 5. September ansetzen können. Die herzogliche Chaise benutzte die Straße Larnowiz-Beuthen, fuhr an dem Larnowiger Tor vorbei und bog in die Straße nach Gleiwitz, die über Schomberg, Bobrek führt, ein. Für die Weiterfahrt von Ruda nach Krakau bleibt nach den damaligen Straßenverhältnissen nur die Annahme übrig, daß die Rückfahrt über Beuthen erfolgte, daß also Beuthen durch das Gleiwitzer Tor betreten und durch das Krakauer Tor verlassen wurde. Dann ging es weiter auf der verhältnismäßig in Ordnung gehaltenen alten Handelsstraße über Gzeladz, Bendzin als dem kürzesten Wege nach Krakau. Nur unter diesen Verhältnissen konnte Krakau noch am selben Tage abends erreicht werden. Nachforschungen nach Aufzeichnungen und Rapporten der Stadttorämter über die Durchfahrt des herzoglichen Wagens haben in den Beuthener Archiven zu keinem Resultat geführt. Das sich darauf beziehende Material ist nicht vorhanden. Dagegen sind nach Untersuchungen von Prof. Dr. Krzyzanowski in Krakau die Berichte der Krakauer Stadtwache erhalten, aus denen ersichtlich ist, daß der Herzog Karl August mit Goethe in Krakau ankam und sich auch in den nächsten zwei Tagen dort aufhielt.<sup>23</sup> Bestätigt wird dieser Aufenthalt bis zum 7. auch durch eine Notiz von Goethes Diener, die einzige, die er auf dieser Fahrt eintrug.

Erwähnt wurde bereits, daß auf dieser Reise das Larnowitzer Gedicht an die Knappenschaft entstanden ist. Noch ein zweites stammt nachweislich aus dieser Zeit (Bl. 8a).

„Ach, wir sind zur Dual geboren!“ Du bist nicht zur Dual geboren!  
Sagt Ihr unter Thränen wert, Habe, was dein Herz begehrt!  
Erst in dem, das wir verloren, Jenen Menschen, die verloren,  
Dann in dem, das wir begehrt, Ist das Zweite doppelt wert!

Die Verse stehen in Goethes Notizbuch neben den Distichen auf die Larnowitzer

<sup>21</sup> Deynhausen, Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien. Essen 1822, 187 ff.

<sup>22</sup> Hoffmann 37.

<sup>23</sup> Nach Schles. Btg. v. 27. 5. 1911 (Goethe in Krakau).

Knappschafft und sind unter denselben äußerlichen Schwierigkeiten niedergeschrieben, wie sie.<sup>24</sup>

Nach Besuch der Salzbergwerke in Wieliczka wandte man sich nach Gzenstochau. Man wird in der Vermutung nicht fehl gehen, daß diese Rückfahrt auf dem mühsamen Umweg nach Gzenstochau auf besonderes Verlangen Goethes zustande kam. Während auf der bisherigen Reise zumeist technische und wirtschaftliche Erwägungen maßgebend waren, kam auch einmal die Volkskunde zu ihrem Recht.<sup>25</sup> Goethe zog hier der Wallfahrtsort, ganz besonders aber das dunkelfarbige Gnadenbild der Mutter Gottes an, das im katholischen Europa noch öfters anzutreffen war, (z. B. Kasan, Moskau, Köln, Einsiedeln) und mit dessen Eigenart er sich bereits beschäftigt hatte, an. In seinen Betrachtungen über die Entwicklung der Kunstgeschichte, namentlich der byzantinischen, spricht er zuerst den richtigen Gedanken aus, diese Bilder hätten wahrscheinlich ägyptischen und äthiopischen, abessinischen Anlässen ihr Dasein zu verdanken. (Goethe über Kunst und Altertum 1, 1, 144, 1816.)<sup>26</sup>

Die Reisegesellschaft wird in Gzenstochau übernachtet und am 9. die obererschlesische Grenze wieder überschritten haben. Bei Lublinis stieß man auf die alte ostobererschlesische Verkehrsstraße Breslau-Beuthen; durch die Beschreibungen von Schummel und Zöllner haben wir eine genaue Schilderung dieses Verkehrsweges. Über Rosenberg, Kreuzburg, Konstadt, Namslau ging es auf Breslau zu. Da Goethe erst am 10. des Monats wieder in der Provinzialhauptstadt eintraf, muß er in einer der eben genannten Städte übernachtet haben. Bei der Durchfahrt durch die obererschlesischen Kreise war auch Gelegenheit gegeben, auf die Eisenförderung und die vom Grafen Reden verbesserte Frischmethode hinzuweisen. Goethe notiert in diesem Zusammenhange unter dem ihm von Reden genannten Werk „Rimann vom Eisen Frischmethoden“, das 1790 in deutscher Übersetzung herausgegeben war:<sup>27</sup> „In Schlesien, daß Kaltfrischen was auch die Schweden haben, ist nun das Harzfrischen als Verbesserung eingeführt“. Näher lokalisieren läßt sich diese Aufzeichnung nicht, da in den Kreisen Lublinis, Rosenberg und Kreuzburg zu beiden Seiten des Reiseweges überall Eisenwerke in Tätigkeit waren. Das von Hoffmann genannte Werk in Bankau war 1760 bereits stillgelegt.<sup>28</sup>

Wertvoll für die Beurteilung der gesamten obererschlesischen Reise durch Goethe sind uns seine zwei erhaltenen brieflichen Äußerungen, die am 11. bezw. 12. September nach Beendigung der Fahrt in Breslau niedergeschrieben wurden. In dem an das Herder'sche Ehepaar gerichteten Schreiben heißt es: „Ich habe lange von dir nichts

<sup>24</sup> Jarnde 171. Vgl. auch Karpeles, Goethe in Polen. Berlin 1890, 17.

<sup>25</sup> Vgl. Meyer, Goethe und die deutsche Volkskunde (Zeitschr. d. D. f. Volkskd. 10, 1900, 1—15).

<sup>26</sup> Sökeland, Dunkelfarbige Marienbilder (ebd. 18, 1908, 286).

<sup>27</sup> Sven Rimann, Anleitung zur Kenntnis der Eisen- u. Stahlveredelung.

<sup>28</sup> Hoffmann 39; vgl. Sechner 289 ff. u. 651 ff.

gehört, lieber Bruder, bin wieder hier in Breslau, nachdem wir von einer Reise nach Tarnowis, Krakau, Wieliczka, Gzenstochau glücklich gestern hier zurückgekommen sind. Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ gewesen wäre, gesehen. An dem Grafen Reden, dem Direktor der schlesischen Bergwerke, haben wir einen sehr guten Gesellschafter gehabt. . . .<sup>29</sup> In ähnlicher Weise drückt sich Goethe in einem am 12. September an seinen Amtsgenossen und Freund Christian Gottlob von Voigt ausgefertigten Briefe aus: „Durchl. der Herzog haben eine Tour nach Tarnowis, Krakau, Gzenstochowa, Wieliczka gemacht, wohin ich sie begleitet habe. Graf Reden war auch von der Gesellschaft, und wir haben sehr angenehme und nützliche Tage verbracht, wenngleich dermeisten Gegenstände wenig reizende Interesse haben. In Tarnowis habe ich mich über Almenau getröstet. Sie haben zwar nicht aus so großer Tiefe, eine weit größere Wassermasse zu heben und hoffen doch. Zwey Feuermaschinen arbeiten, und es wird noch eine ausgelegt, dabei noch ein Pferde-Göpel, der aus vier Schächten Wasser hebt. . . . Interessant genug ist der schlesische Bergbau.“<sup>30</sup> Von den am 11. und 12. September noch geschriebenen Briefen, die uns wahrscheinlich in derselben Weise Goethes Eindrücke auf der oberschlesischen Reise mitgeteilt hätten, fehlen die Mitteilungen an den Geh. Rat von Frankenberg, an den Grafen Egloffstein und Reden. Von besonderer Wichtigkeit wäre dieses letztere Schreiben, in dem sich Goethe wohl für die Begleitung auf der Reise durch Oberschlesien bedankt haben wird; es ist auch anzunehmen, daß diesem Schreiben die Zeilen für die Knappschaft zu Tarnowis beigelegt wurden.<sup>31</sup>

Später, einige Jahre vor Goethes Tode, läßt die Gleiwitzer Hütte für die Anfertigung von Eisengußplaketten in Weimar eine Aufnahme von Goethe herstellen. Am 25. 2. 1827 schreibt der Großherzog Karl August empfehlend in dieser Angelegenheit an ihn: „Dieser ist Herr Posch, der bekannte Modellirer, der mein Profil 1807 in Berlin und 1814 in Paris, beides unter Direktion Denons fertigte . . . . Posch war ein ausgezeichnete Künstler, ob er es noch ist, das weiß ich nicht. Halte ihm Dein halbes Haupt willig dar und siehe Freude bringend dazu aus.“ Aus Goethes Tagebuch und einem Brief an Zelter erfahren wir, daß Posch das Bildnis Goethes am 25. 2. begonnen und am 27. 2. 1827 vollendet hat (Hinge, Gleiwitzer Güsse).

Goethes oberschlesische Reise stand nur unter dem Gesichtspunkte der wirtschaftlichen und technischen Orientierung im hiesigen Bergbau. Neben den Tarnowitzer Feuermaschinen interessierte ihn laut seiner Notizen die Erzförderung, die Kohlen- und Kalkgewinnung im Lande. An Entwürfen von Gedichten können ihm in dieser Zeit nur mit

<sup>29</sup> Hoffmann 29.

<sup>30</sup> Wengels Nachträgliches zu Goethe's Aufenthalt in Schlesien (Nübezahl 10, 1871, 339).

<sup>31</sup> Barndt 165.

Sicherheit die Tarnowiger Verse und „Ach, wir sind zur Dual geboren“, zugeschrieben werden. Übrigens sind die Tarnowiger Verse auffallenderweise erst nach Goethes Tode in die gesammelten Werke aufgenommen worden.<sup>32</sup> Man kann vermuten, daß Goethe eingehend informiert war, welchen Unmut seine damaligen Zeilen in Oberschlesien ausgelöst hatten und er deswegen von einer Veröffentlichung Abstand nahm. Goethes Stimmung auf dieser Reise war nicht die allerbeste; die Reisestrapazen, die unwirklichen, reizlosen Gegenden, der damals aufblühende Weimarer Katsch um Christine Vulpius haben ihn bedrückt. Deshalb konnte er von Breslau an Herder schreiben: „Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauferei und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde . . .“ Aus dieser Stimmung heraus, aus seiner Sehnsucht nach Ruhe, nach Hause ist der von ihm auf dieser Reise notierte volkstümliche Spruch (Bl. a) „Von Osten nach Westen zu Hause am besten.“<sup>33</sup> zu verstehen.

Wenn nun auch weiter keine Nachrichten über eine nähere Begegnung Goethes mit unserem Volkstum überliefert worden sind, so muß er doch einen tiefen Einblick in die Struktur unserer Heimat gewonnen haben, denn seine Tarnowiger Verse sind eine ganz individuell geprägte Widmung, welche in dichterischer Schau und seiner Empfindung das Wesen unserer Grenzlandheimat, unseres Grenzlandvolkes und seiner wirtschaftlichen und geistigen Entwicklungsfähigkeit einzigartig erkennt. Eine Auszeichnung unserer Heimat durch Goethe, ein Vermächtnis, auf das wir schon allein stolz sein können.

<sup>32</sup> Jarcke 168.

<sup>33</sup> Vgl. Goethe-Jahrbuch II, 232 (Loeper).

## Goethe und Schlesien

Mit unbekannten alten schlesischen Goethe-Kritiken

Von Dr. H. Janßen/Breslau

Im Goethejahr ist es für uns Schlesier recht und billig, uns auch an des Dichters Verhältnis zu unserer Heimat zu erinnern. Nur einmal in seinem Leben ist Goethe so weit nach dem Osten gekommen, der damals noch mehr aus der Welt war als heute. Als im Frühjahr 1790 infolge des Krieges zwischen Rußland und der Türkei auch eine kriegerische Verwicklung zwischen Preußen und Österreich drohte, rückten preussische Truppen nach Schlesien. Herzog Karl August von Weimar folgte im Juni dem preussischen König Friedrich Wilhelm II. als Brigadefeldkommandeur und hatte seinen

Minister Goethe, der das Feldleben gern kennen lernen wollte, eingeladen, ihn zu begleiten. Dieser aber konnte wegen mannigfacher Geschäfte und eines kranken Fußes die Reise erst am 26. Juli antreten, einen Tag vor Abschluß der Verhandlungen, die in Reichenbach u. d. Gule geführt wurden und mit einer friedlichen Beilegung des Zwiespalts endeten.

Diese Reise Goethes nach Schlessien hat die Gelehrten schon viel beschäftigt und eine ganze Anzahl Schriften gezeitigt. Vom Dichter selbst haben wir nur einige dürftige Aufzeichnungen und ein paar Briefe aus dieser Zeit. Zuerst untersuchte diese Reise unser Karl von Holtei in einigen Aufsätzen in „Westermanns Monatsheften“ 1864. 1867 schrieb H. Wenzel ein eigenes Büchlein „Goethe in Schlessien“ (Oppeln; 2. Aufl. 1869). 1884 veröffentlichte Fr. Zarncke ein Notizbuch Goethes über die Reise, sechs Jahre später Aufzeichnungen darüber von Goethes Diener Göge; 1897 und 1898 erschienen die beiden Schriften von Adalbert Hoffmann „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge“ und „Goethe in Breslau und Oberschlessien“ und 1925 ein Heft von A. Dittö „Goethe in Landeck“. Außerdem beschäftigten sich zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen mit der Frage, deren Einzelheiten nicht eben von besonderer Bedeutung sind.

In großen Zügen verlief die Reise so: Von Weimar (Aufbruch am 26. Juli) über Dresden, Görlitz, Lauban, Greiffenberg, Hirschberg (mit Absteher nach Warmbrunn), Landeshut, Freiburg nach Zirlau, wo Goethe im Lager seines Herzogs am 2. August anlangte. Hier verweilte er mehrere Tage, machte eine kleine Rundfahrt bis Striegau, fuhr dann über Grädis nach Reichenbach und von da nach Breslau, wo er am 10. August eintraf. Hier verweilte er bis zum 25. August. Am 26. reist er nach der Grafschaft Glatz (über Frankenstein, Reichenstein, Landeck), besteigt von Wünschelburg aus die Heuscheuer, besucht Weckelsdorf und Adersbach und kehrt über Grüssau, Landeshut, Freiburg und Schweidnitz am 1. September nach Breslau zurück. Schon am 3. September bricht er mit dem Herzog und Graf Reden nach Oberschlessien auf, ist am 4. in Tarnowitz, am 7. in Krakau, von wo aus er auch Wieliczka (Hohensalza) besichtigt, und erreicht über Gzostochau und Lublinitz am 10. September wieder Breslau. Bald darauf unternimmt er noch einen Ausflug ins Riesengebirge, über den wir aber nur den kurzen Vermerk im Notizbuch haben: „Riesengebirge über Schneekuppe nach Breslau den 15. 9.“ Am 19. September verläßt Goethe endgültig Breslau und kehrt in gemächlicher Reise über Schweidnitz, Waldenburg, Landeshut, Hirschberg, Görlitz und Dresden nach Weimar zurück, wo er mit dem Herzog am 6. Oktober anlangt.

Goethe hatte die Absicht gehabt, seine Eindrücke und Erlebnisse während dieser Reise in einem Buche „Campagne in Schlessien“ niederzulegen, das etwa der späteren „Cam-

pague in Frankreich“ ausgesprochen hätte. Leider hat er diesen Plan nicht ausgeführt; aber wir wissen über das Wesentliche doch aus Briefen von ihm und an ihn leidlich Bescheid. Ein erstes Urteil über seinen Eindruck von dem ihm fremden Lande fällt er in einem Briefe vom 10. August aus Breslau an Herder: „Seit Anfang des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirgs und der Ebene durchstrichen und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Ansichten vergütet. Ich werde viel zu erzählen haben, wenn es mir im Winter wieder erzählerisch wird.“

In Breslau wohnte Goethe mit dem Herzog im Gasthof „Zum roten Hause“ auf der Reuschen Straße (Nr. 45), nachdem er die ersten Tage nach seiner Ankunft im Herrenhause in Gräbtschen einquartiert gewesen war. In der Stadt herrschte in den beiden Wochen nach dem Einzuge des preussischen Königs (11. August) ein ungemein reges Leben. Paraden, Empfänge, Festlichkeiten wechselten in rascher Folge. Goethe nahm an alledem lebhaften Anteil, machte und empfing Besuche, knüpfte Beziehungen an mit hervorragenden Persönlichkeiten, u. a. mit dem Rat bei der Oberamtsregierung Frhr. Friedrich von Schuckmann, dessen Briefe aus dieser Zeit wichtige Einzelheiten überliefern, mit dem Minister Grafen Hoyer, dem Direktor der schlesischen Bergwerke Grafen von Reden, dem Geheimen Kriegsrat von Imbert und dem Verweser des Breslauer Bistums Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein. Aber mitten in diesem rastlosen Treiben beschäftigten ihn sehr stark auch naturwissenschaftliche Fragen, wie aus einer Äußerung in den „Tag- und Jahresheften“ hervorgeht: „In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, beschäftigte mich unaufhaltsam, so wunderbarlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte.“ Auch die Reisen in die Provinz dienten naturwissenschaftlichen Studien; im Gebirge machte er geologische Beobachtungen, besonders in der Grafschaft und in den Badeorten. In Oberschlesien reizte ihn vor allem die neue „Feuermaschine“, d. h. die englische Dampfmaschine, die Graf Reden in der Friedrichsgrube bei Larnowitz erst vor kurzem hatte aufstellen lassen.

Goethes Besuch in Larnowitz ist berühmt geworden durch die Verse, die er der dortigen Knappschaft widmete und in das Fremdenbuch eintrug:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft uns  
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht.

Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beyden

Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“

Die Oberschlesier haben sie ihm recht lange übel genommen, und noch in den Jahren

1835 und 1838 erschien eine heftige Schmähschrift auf ihn wegen seiner vermeintlichen Geringschätzung der Stadt Larnowitz und ihrer Bewohner. Wir Breslauer aber können uns auch nichts einbilden auf das Urteil, das er am 19. 9., wieder in einem Briefe an Herder, über die Hauptstadt fällt: „Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche.“ Als Gesamturteil aber mag doch wohl der Eindruck vorherrschend geblieben sein, den er am 18. 9. in einem Briefe an Schuckmann äußert: „Ich habe in Schlessien manches Gute genossen, manches Merkwürdige gesehen, manche interessante Bekanntschaft gemacht.“

\*

\*

\*

Solche örtliche und persönliche Erinnerungen haben ihren Reiz für sich. Wichtiger ist es jedoch, festzustellen, wie sich unsere Heimat geistig-literarisch zu dem großen Dichter bei seinen Lebzeiten verhielt. Am bekanntesten ist da für Breslau die nicht gerade rühmliche Tätigkeit des sonst sehr tüchtigen und bedeutenden Rektors des Magdalenen-gymnasiums Johanna Kaspar M a n s o. Goethe und Schiller hatten zusammen im Musenalmanach für 1797 in den Stachelversen ihrer „Xenien“ ein heftiges Strafgericht über minderwertige Dichterlinge und flache Schriftsteller gehalten, und M a n s o schrieb nun jene berüchtigte Schmähschrift „Gegengeschenk an die Sudelköche in Jena und Weimar“ mit allerhand üblen Spottversen. Das ist freilich nicht sehr ehrenvoll für ihn, und es ist überhaupt die Meinung verbreitet, die auch noch Hebel in seiner Schrift über die „Schlesischen Provinzialblätter“ ausgesprochen hat, daß in Schlessien unsere großen Dichter erst sehr spät die gebührende Beachtung gefunden hätten. Diese Tatsache ist allerdings nicht besonders schwer zu nehmen, denn rasche und begeisterte Anerkennung erfuhren sie ja durchweg nur in einem sehr kleinen Kreise, in dem der hochgebildeten literarischen Oberschicht. Aber es liegen doch auch tatsächliche Beweise vor, daß man in Schlessien schon recht früh ihr Auftreten würdigte, und zwar in den Literaturblättern jener Lage, die von der Wissenschaft so gut wie gar nicht ausgenutzt worden sind. Ein paar Proben dieser zeitgenössischen Kritik, die bisher ganz unbeachtet geblieben sind, seien hier mitgeteilt, um im Goethejahre auch einigen neuen Stoff zur Goetheforschung beizubringen. Sie stehen sämtlich in den „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern“ und lauten:

i. Jahrgang 1774, Stück 5 vom 12. Februar, S. 36—38: Wö ß von Verlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel 1773. 160 Seiten in 8°. — Auch der Recensent glaubt, daß der Hr. Verfasser sein Stück nicht Schauspiel hätte nennen oder es üblicher zuschneiden sollen. Unser Publikum verbindet, meist aus Gewohnheit, Schauspiel und Beobachtung der mechanischen Anständigkeiten mit einander, und demnach wird ein Stück ihm schlecht behagen, daß es aufs grausamste mißhandelt, doppelte Handlung hat, viele Jahre, und bald in Bamberg, bald in Jarthausen, bald in Heilbrom, bald im Speßart und an zwanzig anderen Orten spielt.

Nun, es beliebte dem Lesern, ein schönes Ungeheuer zu schaffen, vielleicht um Shakespear auch in seinen Ausschweifungen zu copiren; vielleicht um sein Genie in seinem eigenen Fluge zu zeigen, wie es ist, oder um eines andern vielleicht zu willen; und wir fahren am besten, wenn wir Kinde Kinde seyn lassen, und uns am Kerne schadlos halten. — Sitten und Charactere sind national, aus der vaterländischen Geschichte und zwar aus der Zeit der Befehdungen genommen, in einem hohen Grade theatralisch und meist historisch wahr, wie die Lebensbeschreibung die Götz von Berlichingen selbst verfertigt und ein sich so nennender Veron Frank von Steigerwald 1731. herausgegeben hat ausweist. Die wichtigste hinzugekommene Erdichtung betrifft Weislingens und Adelhaitens Liebe, die stark auf das Herz würket, und eben dadurch zu sehr von Gözen abziehet. Einige andere episodische Scenen, z. B. der Auftritt mit Bruder Martinen Act 2. Sc. 1., die Tischscene rücken ihn noch weiter aus den Augen und doch würde der Leser diese treffenden Sittemgemälde ungern mißen. So muß die Historie bearbeitet werden, wenn sie die schaaalen Romane verdrängen soll. Durchaus leuchtet hervor, daß der Verfasser, wie Shakespear, die Natur zu mahlen gesucht hat. In der Geschmeidigkeit, sich in die richtige Lage zu versetzen, in der Sprache aus der Fülle des Herzens und in der Kühnheit, tief in die menschliche Seele zu schauen, kommt er ihm nahe. Sein Ausdruck ist nicht schwülstig und nicht burlesk, nur hin und wieder unedel und zu sehr coupirt. Dieser viel versprechende Mann heist Johann Wolfgang Göze,\* ist zu Frankfurt am Main geboren, und lebet daselbst als Doctor der Rechte. Kostet in W. G. Korus Buchhandel 8 sgr.

2. Jahrgang 1775, Stück 30 vom 5. August, S. 235/6: Erwin und Elmire. Ein Schauspiel mit Gesang. Frankfurt und Leipzig, 1775, 64 S. in 8°. — Wer hätte sich's einfallen lassen, daß der Schöpfer Götz von Berlichingens sich zur Operette herablassen sollte. Indeß ist's so nach der Erfurter Zeitung. Was einen geneigt macht, dem Glauben bezumessen, daß Herr Göthe sich mit Herr Jacobin allirt und Erwin und Elmire gedichtet hat, ist der Geist des Stückes selbst, das zuerst in der Iris abgedruckt stand. Keine Operette nach französischem Leisten. Ein Dialog voll Echrot und Korn, ein origineller, kühner, kräftiger, leidenschaftlicher Ausdruck. Was wieder dieses Gerüchte unwahrscheinlich macht, ist die Simplicität des Plans, die kleine Anzahl handelnder Personen, die wenige Abwechslung des Ortes und die Beobachtung des theatralischen Zeitmaßes; allein bald wird man durch die Erinnerung an den Clavigo mit sich eines, das Herr Göthe in alle Sättel paßt, wie ein anderer Proteus sich bey jeder Erscheinung in einer andern Maske zeigt und so den Begriff von seiner Größe, den man keines Wachsthums mehr fähig glaubt, immer höher hinantreibt. Ich kann mich nicht enthalten, in dem Leser durch Abschreibung einer Arie das Gefühl zu erwecken, das die darinn ausgegoßene Empfindung mit der zustimmigen überschüttet.

Ein Schauspiel für Götter,

Zween Liebende zu sehn! (usw. I, 1 V. 37—53).

Gefänge von gleichem Effect stehen S. 22. S. 32. S. 35. vorzüglich S. 47. 4 sgr.

3. Jahrgang 1776, Stück 5 vom 3. Februar, S. 33—35: Stella, Ein Schauspiel für Liebende, in fünf Acten, von J. W. Göthe. Berlin 1776. bey August Mylius, Buchhändler in der Brüderstraße. 115 S. in 8°. — Noch begeistert von dem Anschauen der Stella, eile ich den Lesern dieser Nachrichten und den Freunden der Göthischen Muse ihre Ankunft, der sie gewiß sehnlichst geharrt haben werden, zu verkünden. Es kann seyn, daß zu einem unparthenischen Urtheil mein Blut zu sehr in Wallung ist, daß vielleicht, wenn diese Fluth sich in mir

\* So Druckfehler statt Göthe!

gelegt haben wird, ich dies neue Göthische Denkmal höchstens mit seinem Göz von Berlichingen in eine Reihe stellen werde. — Allein schon diese ungewöhnliche Einwirkung wird jeden auf ganz besondere thätige Kräfte muthmaßen lassen. Es kann nicht fehlen, wer nur noch einigen Sinn für das Schöne und einige Empfindsamkeit in seiner Brust verwahret, beides mag noch so tief, verschloßen liegen, wird durch Göthens Magie alle Zugänge geöffnet sehen, und Freude und Trauer in ihrem Wechsel und aller Stärke mit empfinden. Was erst die sentimentalischen Seelen, die ja aus dem Becher der Liebe Leid oder Wonne getrunken, oder noch daraus ziehen! Wenn alle die Gefühle, die ihre Brust gehoben, Estellas oder Ceciliens, oder Ferdinandos aufschwellen und der Funke, der in ihnen glimmte, hier in voller, lichte Lohe schlagender Gluth steht. Bey der ersten Lectüre hat so vieles meine Sympathie und meine Bewunderung gereizet, daß ich an Anfertigung eines Inventariums alles dessen, was ich für schön halte, verzweifle. Doch ist das kein Geschäft eines Zeitungschreibers und ich bediene mich um so lieber dieses Privilegiums und entsage aller Anzeige und alles Urtheiles, um dem Leser seine Erwartungen und seine Ansprüche auf Neuheit unverlegt zu lassen. Der Name Göthe wird mehr wirken, als die volle Ergießung meines Herzens. — Einem Gedanken, der diesem Entschluß nicht im Wege steht, will ich hier als an seinem Orte Luft machen. Man hat Herr Göthe von seiner ersten Erscheinung an den deutschen Shakespear genannt. So sehr ich sonst gegen diese dem National-Ruhm nachtheilige Benennungsform bin, so hatten Göthe und Shakespear doch so viele charakteristische Eigenschaften gemein, die Herzenssprache, die Menschenkunde, die täuschende Aeffung der Natur, die Intuitions-Gabe u. hatten sie auf den ersten Blick eine solche Zwillinge-Ähnlichkeit, daß ich die Uebertragung des Namens von dem Britten auf den Deutschen billigte und mitmachte. Allein bey genauerer Ansicht des Göthischen Genies und bey einer eindringenderen Vergleichung habe ich gefunden, daß Herr Göthe, wenn man auf die Art seine ganze Größe zu bestimmen suchte, sich über Verkleinerung zu beschweren Ursache hätte. Er hat Vollkommenheiten vor dem Schöpfer der Britischen Bühne voraus, die nicht einem größern intensiven Umfang am Gefühl oder Geist, sondern lediglich den verschiedenen Zeitaltern, in dem beyde Genies leben, beyzumessen ist, und die Shakespear als sein Eigenthum an sich gerissen haben würde, wenn seine Tage in eine Periode gefallen wären, die durch Philosophie, durch Critik des Schönen und durch Gelehrsamkeit so erhellet gewesen wäre, wie die Göthische. Wenn auch sein Nachfolger die Fesseln der Theorie von sich zu werfen scheint, so gilt das mehr von den mechanischen Anständigkeiten als von den wesentlichen Gesetzen der Schaubühne.

Köftel in W. G. Korn's Buchhandl. 10 sgr.

1790

Am 4<sup>ten</sup> September 1790 würdigten sich Frau Herzogin von  
Plessen-Wismar Durchl. in Begleitung ihres Gefeins daselbst Herrn  
Goethe, ihre persönlich und aufmerksamen Blick und Silber. Brag.  
den, hundertmal beifällig, und lassen sich durch ihre Gefeins  
Lautstärke und lebhaften dringenden directen Gesandten vreden,  
auf ihren Blicken die zum feuernden dem ihres Geistes ge-  
maachten beifallen mit gütigen Aufmerksamkeiten, welches;  
zum Ausdruck d. Herzogin. Durchl. durch, hundertmal  
durch gegenseitigen ihres Blicken - in der That, gütigst sein.  
Lautstärke Geistes bei demselben am 4<sup>ten</sup> September 1790.

Am 4<sup>ten</sup> September 1790.  
H. Goethe

In  
Herrn Geheimen Rath Goethe  
bei seiner Anwesenheit in Larnowitz, im  
Nahmen der hiesigen Ennepenschaft.

Willkommen Wölger in Larnowitz  
Willkommen Geist bei Larnowitz.  
Larnowitz das zweite Monument wird

Seine Gnade. —  
Gut, wo Willen steht, der die besten Larnowitz  
Auf Larnowitz (Larnowitz) die Larnowitz  
Gut, wo sie nicht Larnowitz von der Larnowitz  
Und Larnowitz die Larnowitz Larnowitz.

An die Freigesehenschaft  
zu Larnowitz.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches weh hülft  
Schätze finden und sie glücklich zu bringen aus Larnowitz  
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beyde  
Schlüssel zu jeglichem Schatz welchen die Erde verweist

Nitz-Bag 24.

2. 4 Sept. 1790.

Goethe

## Zum 400. Todestage des letzten oberschlesischen Piastenherzogs Johannes

Von Emanuel Salar/Doppeln

Am 27. März d. J. kann die Stadt Dppeln und mit ihr auch das Gebiet des gleichnamigen ehemaligen Fürstentums einen bedeutsamen Gedenktag aus der Geschichte der oberschlesischen Piastenherzöge begehen; 400 Jahre sind an diesem Tage verflossen seit dem Tode des letzten Dppelner Piastenherzogs und damit auch des letzten oberschlesischen Fürsten aus einem Geschlecht, das mehr als 300 Jahre die Geschichte Oberschlesiens geleitet hat. Gern hat daher der verdienstvolle Herausgeber unseres „Oberschlesiens“ die Aufgabe übernommen, im Märzheft seiner Zeitschrift das Andenken an diesen letzten Landesvater aus piastischem Blut wachzurufen, um so diesen Erinnerungstag würdig zu begehen.

Herzog Johannes starb zwar in Ratibor, seine sterbliche Hülle wurde aber nach Dppeln überführt und hier in seiner Lieblingskirche, der Pfarrkirche zum hl. Kreuz, beigesetzt. Daß diese Kirche des Dppelner Kollegiatstifts ihm lieb und wert gewesen sein mag, zeigen seine wiederholten Stiftungen für diese Kirche und das Kollegiatstift überhaupt. So errichtete Herzog Johann in der Kreuzkirche im Jahre 1485 einen neuen Altar zu Ehren der allerseeligsten Jungfrau Maria und überwies ihm einen Jahreszins von 10 Floren aus der Vogtei Lesniz und den Dörfern Bdieschowitz, Poremba und Wernersowitz (Wielsnierzowitz) im Kreise Groß Strehlitz. Johannes war auch der Erbauer der heutigen Dreifaltigkeitskapelle; in dieser Kapelle errichtete er eine Foundation für den deutschen Kuratus, die jährlich 60 Taler Zinsen abwarf. Deshalb wurde diese Kapelle gewöhnlich die „Teutsche Capell“ genannt. Diese Stiftung des Herzogs Johann ist für uns deshalb so wichtig, weil immer wieder von gewisser Seite behauptet wird, daß Johannes sowie die oberschlesischen Piasten überhaupt kein Wort „deutsch“ verstanden hätten, was bezüglich unseres Herzogs schon deshalb unrichtig ist, weil wir von ihm, sowie von seinem Vater und Bruder deutsche Urkunden besitzen.

Nicht allein die Kollegiatkirche, sondern auch das Kollegiatkapitel erfreute sich der Gunst des Herzogs. Schon 1480 schenkte er mit seinem Bruder Nikolaus und seiner Mutter, der Herzogin Magdalena, dem Kanonikus des Dppelner Kreuzstifts, Jakob Wierusch, ein Steinhaus neben dem Kirchhofe. Nur noch die Dechantei war damals aus Steinen aufgebaut, die übrigen Kurien bestanden aus Holz. Im Jahre 1529 überwies Herzog Johann dem Kollegiatkapitel ein abgabenfreies Haus, das dem Hospi-

tal gegenüber lag und als Wohnung für den Kanoniker der 5. Präbende des rechten Chors bestimmt war.

Am 27. September 1514 wurde Oppeln von Grund aus durch Feuer zerstört. Auch das Haus der Vikare des Kollegiatstifts neben dem Hause des Rustos brannte ab. Herzog Johannes erbaute ihnen statt dessen ein gemauertes Haus neben der Schule, während das frühere Grundstück den Vikaren als Garten verblieb. Bei diesem Feuer verbrannten auch die Fundationsurkunden und Privilegien des Oppelner Kollegiatstifts. Diesem Umstande verdanken wir die große Urkunde vom 10. November 1531, worin Herzog Johann von Oppeln und Bischof von Salza dem Kollegiatstift in Oppeln alle in früheren Zeiten erworbenen Rechte und Einkünfte von neuem bestätigen. Nach Erwähnung dieser Stiftungen des Herzogs Johannes für die Kreuzkirche finden wir es erklärlich, daß das Stiftskapitel für die letzte Ruhestätte des Herzogs in der Kreuzkirche eine würdige Stelle bestimmte. Man bestattete den Herzog im Presbyterium des Hochaltars unter dem Kronleuchter. Über der Gruft erhob sich ein rotmarmorner Sarkophag. Als 1773 ein neuer Hochaltar errichtet wurde und das Presbyterium einen würdigeren Abschluß durch ein schmiedeeisernes Gitter erhielt, mußte zunächst der Fußboden des Presbyteriums neu gepflastert werden. Damals entfernte man das Hochgrab des Herzogs, die Deckplatte des Sarkophags aber gelangte in die von Herzog Hans errichtete Dreifaltigkeitskapelle, die ja auch herzogliche Kapelle genannt wurde. Dort wurde sie in die Westwand aufrecht stehend eingemauert. Diese Deckplatte besteht „aus rotem Marmor in frischer, wenn auch im Relief etwas unbeholfener, aber namentlich im Heraldischen trefflichen Ausführung.“ Auf der etwa 8 Fuß hohen Platte ist oben das Wappen dieses letzten Piasten ansgemeißelt. Es besteht aus einem Wappenschilde, in dem sich der oberschlesische Adler befindet. Über dem Adler ruht der Visierhelm, auf dem wieder derselbe Adler thront. Unter dem Wappen steht folgende erhaben herausgearbeitete Inschrift in großen lateinischen Buchstaben:

ANNO / MDXXXII / DIE / XXVII  
MARTII / OBIT / ILLVSTRIS / ET INCLY  
TVS / PRINCEPS / . D. / D / JOANNES  
IN / SLESIA / DVX / VLTIMVS / OPPOLIEN  
\* GLOGOVIEN / NECNON / DOMINVS  
RATIBORIEN / ZC / DE / DEO / ET / HÖI  
NIBVS / PIETATIE / ET / BENEFICEN  
TIA / BENE / MERITVS / AMEN . .

Sie lautet in deutscher Übersetzung:

„Im Jahre 1532 am 27. (Tages des) März ist gestorben der erlauchte und berühmte Fürst, Herr, Gebieter Johannes in Schlesien, der letzte Herzog von Oppeln und

Glogau und Herr von Ratibor, um Gott und die Menschen durch Frömmigkeit und Wohltätigkeit wohl verdient. Amen.“

Sagt nicht diese aus nur 32 Worten bestehende Inschrift gar vieles aus dem Leben und Wesen dieses Herzogs?

Johannes war ein treuer Anhänger der katholischen Kirche. Darum bereiteten ihm die religiösen Verhältnisse seiner Herzogtümer sehr viele Sorge. In seine Zeit fiel die Kirchenspaltung, und wir finden auch im Fürstentum Oppeln/Ratibor jene Erscheinungen vor, die der von Dr. Martin Luther ausgehenden Kirchentrennung den Weg bahnten. Der Herzog suchte einem Abfall von der katholischen Kirche durch Besserung der damals herrschenden kirchlichen Zustände entgegenzuarbeiten. In dieser Beziehung ist sowohl für ihn als auch für die kirchlichen Verhältnisse seines Landes der Schriftwechsel bedeutungsvoll, der zwischen ihm und Papst Klemens VII. erfolgte.

In seinem Schreiben am 10. November 1524 klagte der Herzog dem Papste Klemens VII. sein Leid. Dieser Brief des Herzogs, der sich im Geheimen Archiv des Apostolischen Stuhles befindet, wirft ein grelles Schlaglicht auf die damaligen Zustände in Oberschlesien, selbst wenn er an Übertreibungen nicht frei sein sollte. Der Herzog bezeugt dem Papste seine Ehrfurcht und tiefe Verehrung und beschwört ihn inständig und unter heißen Tränen, der sinkenden Religion in Schlesien zur Hilfe zu kommen. „Die Herzogtümer unserer Herrschaft sind allenthalben von Menschen der lutherischen Fraktion umzingelt und durchwühlt,\* die verschiedene und schenßliche Tumulte nach allen Seiten hin erregen, alle Ortschaften weit und breit durchschwärmen und alles Heilige und Profane mit Füßen treten.“

„Hierzu kommt noch, daß die vorzüglichsten bewunderten Prälaten meiner Kirche in Oppeln ihre Stige seit langer Zeit verlassen haben, auf Landstößen schwelgen und auf nichts anderes sinnen, als soviel wie möglich Geld zusammenzubringen, das sie entweder auf eine obscöne und ruchlose Weise vergeuden oder unter der Erde als geizige Tilze vergraben und so nur für den künftigen Antichrist Schätze aufhäufen. Schrecklich ist es und nicht zu ertragen, daß sogar mehrere von ihnen nach Oppeln wohl an viermal gekommen sind, ohne ihre heilige Ernährerin, die Kollegiatkirche, zu besuchen oder sie auch nur eines Grußes zu würdigen; sie sind alle an ihr frech vorübergegangen. Andere, nachdem sie einmal ihre Pfründen erhalten, haben dieses heilige Gebäude, aus dem sie doch, soviel sie nur können, ihre Geldbeutel füllen, nie wieder betreten; sie füllen nur ihre Bänche und mästen sich. Daher kommt es auch, daß der Chor der übrigen niedrigen Priesterlein ganz verlassen ist, verhöhnt und dem Raube ausgesetzt, so zwar, daß wir

\* Ich gebe diesen Briefwechsel wieder, weil er u. a. die damaligen Verhältnisse und die unseligen, erbitterten Religionsstreitigkeiten kennzeichnet. Selbstverständlich soll damit in keiner Weise dem Empfinden unserer evangelischen Volksgenossen nahe getreten werden.

dessen Los öfter bitter beweinen; und hätten wir von unseren frommen Vorfahren, den Fürsten heiligen Andenkens, nicht die Frömmigkeit ererbt und die Liebe zur Kirche, so würden wir uns nicht bemühen, zu verhindern, daß die Ruchlosigkeit der neuen Lehre sich des unwissenden Volkes bemächtigte, und es wäre in der That diesen Prälaten ärger und schlechter ergangen, als selbst in den angrenzenden Ländern."

"Bei Gott und Menschen Treu! Welche Unbilden, welche Skandale, welche Lästungen werden allenthalben auf und um unsere Fürstentümer gegen Gott, gegen die Heiligen, gegen Fasten und Feste, gegen das Priestertum und selbst gegen den Papst verübt und ausgespien! Die ruchlosesten Schmähungen! Doch wer könnte ein Verzeichnis all dieser Tollheiten und Gottlosigkeit entwerfen, da diese geirrenden Menschen keine auch noch so tolle Neuerung, Verkehrtheit und Ruchlosigkeit zu verüben sich scheuen. Es wäre um uns geschehen, wenn ich nicht diesen Menschen den Rücken kehrte und ihren Indulgen Einhalt täte. Sonst hätten auch hier, wie anderorts, die Priester und die übrige Clerisei allen Mut verloren, zumal ich höre und leider auch mit eigenen Augen sehen muß, wie sie überall sich fleißig und brav Frauen nehmen, die Klöster verlassen und dann nur tun, was ihrer Wollust fröhnt."

Dem unglücklichen Papste gewährte der Brief des ihm so treu ergebenen Herzogs Johannes von Oppeln großen Trost, und er wandte sich in einem väterlichen Schreiben vom 20. Februar 1525 an Herzog Hans. (Herrn Stadtarchivar Steinert-Oppeln verdanken wir den nun folgenden Wortlaut der Übersetzung des päpstlichen Antwortschreibens, das sich ebenfalls in Rom, Arch. Vat. Arm. XLIX to 9 fol. 87 a. b. befindet und seinerzeit durch Professor Schellhas, dem Leiter des deutschen historischen Instituts in Rom, 1912 Herrn Steinert auf dessen Antrag in lateiner Abschrift zugestellt wurde. Schramek, der Verfasser der Geschichte des Kollegiatstifts zum hl. Kreuz in Oppeln, bringt nur in seiner Doktor-Dissertation den lateinischen Text dieses päpstlichen Schreibens.)

An den Herzog von Oppeln.

Mein lieber Sohn! Dein Brief vom 10. November, der voll von Klugheit ist, von Demut gegen den Allerhöchsten und von Liebe zu uns, hat uns besondere Freude bereitet. Denn wir haben aus ihm ersehen, daß Du ein trefflicher und sehr guter Fürst bist, würdig der vornehmen Gesinnung, die Dir durch die ständigen und hervorragenden Tugenden Deiner Vorfahren überliefert ist, und würdig der Wohltaten, die Du von dem allmächtigen Gott so reichlich empfangen hast, nämlich die Sache dieses Gottes zu verteidigen und zu schützen, die der Teufel mit Hilfe seiner vielen gottlosen Anhänger zu erschüttern und zu untergraben versucht. Denn da alle Ordnung in Verwirrung gebracht ist, die Unterschiede zwischen den Menschen aufgehört haben und das Volk gegen die Fürsten und Oberen überall aufgehetzt ist, hofft er, daß nach Aufhebung des

Ansehens der Geseze und besonders der kirchlichen, alle die Freiheit haben werden, nach ihrem Gutdünken zu leben und zu handeln. Er glaubt, daß bei einem so großen Zusammenbruch der Gesittung und zügellosen Verwegenheit alle Ehrfurcht vor Gott und jeglicher fromme Brauch ausgelöscht und vernichtet werden wird. Diesem schweren und bitteren Unheil, das schon über mehrere Völker gekommen ist, werden wir nach unsern Kräften entgetreten durch Ermahnung, Warnung und Anstrengung. Aber die jezigen schweren Zeitverhältnisse hindern uns daran, soviel zu erreichen, wie wir möchten. Denn das Reich Christi ist nicht nur durch Regereien, sondern auch durch die schwersten und schrecklichsten Kriege in Aufregung und Unruhe versetzt und hat schwer zu kämpfen, und bei dem Lärm und der Wut derselben konnte unsere väterliche Stimme, die um Frieden bittet und ruft, bisher noch nicht gehört werden. Und dennoch lassen wir nicht davon ab, und indem wir uns Gott vor Augen stellen, vertrauen wir auf seine Barmherzigkeit allein. Wir sind voll Schmerz und Seufzen darüber, denn alles Ungemach, Verderben und Unglück unserer Söhne und der von uns geliebten Christenschar ist ja auch unser Ungemach. Und wenn jemand an seinem Leibe oder Besiz, an seinem Leben oder durch schlimme Gesinnung gegen Gott und seinen heiligen Glauben beeinträchtigt wird, so wird unser wunder Sinn und wundes Herz ebenso sehr durch das Ungemach und Schaden in Mitleidschaft gezogen. Denn mit der Würde des Priesters und des Hirten haben wir zugleich väterliche Gesinnung und Liebe für alle Christo Geweihten auf uns genommen. Deshalb hatte uns in unserer so großen Sorge und Unruhe Dein Brief gleichsam einen gewissen himmlischen Trost gebracht. Denn es ist uns sehr erwünscht und sehr angenehm gewesen, bei unserer Arbeit einen Mithelfer zu besitzen, einen solchen Kameraden von bester und frömmster Gesinnung gegen Gott und einen so vor trefflichen Fürsten. Als einen solchen kannten wir Dich schon vorher und haben Dich jetzt noch besonders erkannt und festgestellt. Wir wünschen, daß dieses Bündnis des wichtigsten Amtes und der heiligsten Gemeinschaft zwischen uns ewig währt. Denn Du lässest mir jene lobende Anerkennung zuteil werden, die nicht sowohl die Sache an sich selbst, als Deine Liebe zu uns Dir vorgeschrieben hat. Wir erkennen Deine so sehr gute Gesinnung an und danken Dir für Dein Wohlwollen gegen uns. Aber, mein lieber Sohn, es ist nicht unser Verdienst, sondern alles von Gott, dem Allerhöchsten. Wir haben aber etwas in uns von gutem Willen und auch das wiederum von Gott. Daß wir aber dem Reich Christi solches zu leisten vermögen, was Du in größter Liebe und Frömmigkeit aussprichst, das liegt nicht in unserer Kraft, sondern in der Hand des allmächtigen Gottes. Er wolle uns die Kraft und Fähigkeit verleihen, trefflich zu handeln. Und auch er hat uns den Willen dazu gegeben, wir wollen ihn in Demut und fußfällig darum bitten. Er hat gewollt, daß auch Du in der Schar seiner Kämpfer stehst, damit Du einen Teil des Kampfes gegen

die gottlosen Keger auf Dich nimmst, und damit Du das Banner des Glaubens an seinen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, und das Banner der Religion tapfer vertheidigst. Zu diesem heiligen und ruhmreichen Werke würden wir Deine edle Gesinnung auffordern und ermutigen, wenn wir nicht sähen, daß sie aus freien Stücken hinlänglich auch durch das Feuer der Liebe zum hl. Geist angetrieben ist. Damit es aber dennoch nicht den Anschein gewinnt, als ob wir unsere Pflicht vergessen hätten, versichern wir Deinem edlen Sinn, daß diese Deine besondere Frömmigkeit und Ausdauer bei dem Schutz jenes katholischen unbefleckten Glaubens, der von Gott und unseren Vorgängern uns überliefert worden ist, Dir im Himmel und auf Erden besonders große und ewige Belohnungen der Glückseligkeit und des Ruhmes bringen wird. Deinen edlen Sinn jedoch ermahnen wir besonders im Herrn, obwohl es einer Ermahnung nicht bedarf, daß Du bei diesem Vorsatz bleibst und verharrest. Wir erkennen dabei auch lobend an jene Mäßigung Deiner Gesinnung. Denn obwohl, wie Du schreibst, von Seiten der geistlichen Herren in Deiner Vaterstadt viel Nachtheiliges geschieht, wolltest Du doch nicht, ohne uns um Rat zu fragen, gegen sie etwas strenger verfahren, sondern Du hast unsere Vollmacht nachgesucht. Diese haben wir, wie Du gebeten hast, unserm lieben Sohn Melchior gegen die Abwesenden und lutherisch Gesinnten erteilt, und wir haben Dir genehmigt, was nach unserm Dafürhalten wir jetzt genehmigen können, ohne die Gerechtigkeit und Ehrenhaftigkeit zu verletzen. Daß wir für die Zukunft, wie auch jene Dinge sich verhalten, rechtlich und gesetzmäßig unterrichtet sein wollen, wird Deine vornehme Gesinnung verstehen und durch die Angelegenheit selbst feststellen, daß in jeder Hinsicht von uns auf Deine Tugenden, Würde und Wunsch besondere Rücksicht genommen wird.

Gegeben zu Rom am 20. Februar 1525 im 2. Jahre unseres Pontifikats.

Zu einer gründlichen Besserung der kirchlichen Verhältnisse fehlte es damals sowohl dem Herzog Johannes als auch dem Bischof Jakob von Salza an der nötigen Tatkraft; hatten doch gerade beide in der 7 Jahre später ausgestellten, bereits oben erwähnten Urkunde über die reichen Besizungen des Kollegiatstiftes vom 10. November 1531 Gelegenheit, die einzelnen Mitglieder des Kollegiatkapitels zu einer ihrer Würde entsprechenden Lebensweise zu verpflichten. Es fehlt jedoch darin jeglicher Hinweis. Immerhin bleibt die katholische Kirche ihm Dank schuldig, den sie besonders am 400. Jahrestage seines Todes durch ihr fürbittendes Gebet reichlich lohnen wird.

# Der Schatz und das politische Testament des letzten Oppelner Piastenherzogs Johannes

Von Stadtarchivar Alfred Steinert

Während überall in deutschen Gauen der Hochmeister deutscher Dichtung und Lebenskunst im Goethejahr gefeiert wird, halten wir Oberschlesier still und in altherkömmlicher Bescheidenheit noch ein zweites Gedenkjahr, in Erinnerung an den Todestag des letzten oberschlesischen und Oppelner Piasten vor nunmehr vier Jahrhunderten. Wie unsere oberschlesische Heimat seit anderthalb Jahrzehnten im Brennpunkt schwersten Ringens steht, so ward sie auch damals, als reiches Erbe, zwei Jahrzehnte lang, 1511 bis 1532, von deutschen und außerdeutschen Fürsten und Machthabern heftig umstritten. Der erfolgreiche Sieger im Kampf um das Piastenerbe war und blieb der Habsburger Ferdinand I. Zahlreiche Quellenwerke und Darstellungen behandeln dieses geradezu unerhörte Ringen; aus deren Fülle seien die wichtigsten genannt: J. E. Böhme, *Diplomatische Beiträge zur Untersuchung der schlesischen Rechte und Geschichte*, Berlin 1770/75; Cod. dipl. Sil. Bd. 6 (*Registrum Wenceslai*), Breslau 1865; C. Grünhagen — H. Markgraf, *Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens im Mittelalter*, 2 Teile 1881/85. Ferner: F. B. v. Buchholz, *Geschichte Ferdinands I.*, Wien 1831/38; Fr. Józikowski, *Geschichte der Stadt Oppeln*, Oppeln 1863; H. Neufert, *Die schlesischen Erwerbungen des Markgrafen Georg von Brandenburg*, Breslau 1883. C. Grünhagen, *Geschichte Schlesiens*, Bd. II, Gotha 1886; L. Neustadt, *Die ältesten Ansprüche der Hohenzollern auf Schlesien*, 73. Jahresbericht der Schles. Gesellsch. 1895; K. Schornbaum, *Zur Politik des Markgrafen Georg von Brandenburg 1528/32*, München 1906; Jegel, *Die schlesischen Besitzungen der fränkischen Hohenzollern*, Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Osterr.-Schlesiens, 10. Jahrgang, Troppau 1915.

In den folgenden zwei Kapiteln soll etwas über seine Hinterlassenschaft an barem Gelde und Kunstwerten sowie über sein politisches Testament berichtet werden.

## I. Der fürstliche Schatz

Die Stadtgeschichte von Józikowski berichtet auf Seite 109—111, was Herzog Hans an Waffen, Munition, Hausrat, Fahrzeugen und Lebensmitteln auf seinem Insel-schloß hinterließ, und bemerkt hierzu, daß nur das bare Geld nicht erwähnt wird. C. Grünhagen behandelt im zweiten Bande seiner *Geschichte Schlesiens* auf den Seiten 55—60 die Erbschaft des letzten Herzogs von Oppeln und sagt S. 59:

Das bare Geld, abgesehen von vielen Kleinodien, betrug nach unserem Gelde etwa 300 000 Mark.

Johannes hat in der That vieles an barem Gelde und Kostbarkeiten hinterlassen. Das ergibt sich aus einem Verzeichnis eines Teiles seines Nachlasses, das unter Rep. 35 I. 3 c im Staatsarchiv Breslau aufbewahrt wird. Kaum hatte der Herzog am 27. März 1532 seine irdische Laufbahn beendet, da sandte Ferdinand I. bald eine Kommission zur Feststellung des Nachlasses nach Oppeln. Sie bestand aus einem Minister und vier Räten des Königs, einem Kanzler und vier Räten des Herzogs und einem geistlichen Beirat. Diese elf Herren nahmen nun die gesamte Barschaft, das Gold- und Silbergeschirr, die Kleinodien, Kleider und Urkunden in das genannte Inventarverzeichnis auf, das allem Anschein nach jedoch nicht vollständig erhalten ist. Der Verfasser der Stadtgeschichte Józefowski hat dieses handschriftliche Verzeichnis bei seinen Oppelner Studien im Breslauer Staatsarchiv jedenfalls noch nicht gekannt oder vorgefunden, sodaß seine Notiz auf Seite 109 hiermit berichtigt werden kann.

Das bare Geld, das der letzte Oppelner Piast hinterließ, hat C. Grünhagen vor fünfzig Jahren mit rund 300 000 Mark berechnet, sodaß der Wert nach heutiger Schätzung noch höher anzusetzen ist. Es bestand in Doppeldukaten, rheinischen und ungarischen Goldgulden, schlesischen, böhmischen und polnischen Groschen, ungarischen Pfennigen, schlesischen und Breslauerischen Hellern; auch ein heidischer Gulden war dabei, Münzen Oppelner Prägung sind nicht genannt. Dieser zusammengesparte Bargeldschatz lag in den festen Schatzgewölben des Schlosses in größeren und kleineren Truhen, Säcken, Fässern und ehemaligen Heringstonnen wohlgeordnet seit Jahren aufbewahrt und hatte bei der Sparsamkeit des Herzogs ständig zugenommen.

Die Kommissarien fanden neben einigen Stücken „gewachsenen“ Goldes, also Gold-erzkümpfchen, zahlreiches Silbergeschirr vor, in glatter und getriebener Verarbeitung und vorwiegend auch vergoldet. Es werden da unter anderem aufgezählt: 102 Löffel, 33 Teller, 24 Schüsseln, 38 Becher, 2 Tafelaufsätze, 2 goldene Schüsseln, 1 goldener Becher, 3 Gießbecken, 3 Gießkännchen. Die Mehrzahl dieser Stücke zeigte neben der getriebenen Ausführung geschmelzte, also wohl emaillierte Wappen, Blumen, Früchte und Ornamente.

An Schmuckstücken und Kleinodien aus Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen waren rund 300 vorhanden; sie waren mit perlen- und seidenbestickten Barets, Hauben, Röcken, anderen Kleidungsstücken, Gürteln und Zaumzeug in glatten und beschlagenen Truhen aufbewahrt. Eine Aufzählung, Beschreibung und künstlerische Würdigung derselben gehört in eine Kunst- oder Fachzeitschrift; es seien daher nur einzelne Kostproben hier gegeben. Neben zahlreichen Rosenkränzen aus Korallen von Hagebuttengröße, unterbrochen von silbernen, vergoldeten und mit Edelsteinen besetzten Ziergliedern finden sich

goldene Ringe mit Amethysten, Türkisen, Chrysolithen und Granatsteinen, ein goldenes Kreuz mit fünf „Jazingten“ (Hyazinthen), das der Herzog selbst getragen. Lose Korallen, Edelsteine und Halbedelsteine gab es in Menge, Schnürlein mit Diamanten und Perlen, Perlenschmuckstücke in Gestalt von Jungfrauen, Jünglingen, Hirschen, Hunden. Ein besonderes Wertstück war eine goldene Kette mit 86 Gliedern, dann „ein silbern verguld Gefäß auf vier Füßen mit einem silbernen Baum, darauf ein Korallengewächs und drei Natterzungen und ein eingefasster Erystall“, ein „Kleinodlein mit einem Jüngling und Jungfrauen in einem Garten, mit zwei Saphiren, schlichten Rubinen oder Granaten und dreien Smaragden“, eine goldene Kette mit Saphiren, Türkisen, Hyazinthen, Rubinen und Diamanten. Ferner zehn silberne Dolche, ein Dolch mit vergoldeter Scheide und vergoldetem Heft, eine goldene altväterliche Credenz zu Konfekt mit Fuß und Schale, „ein gülden Credenzlein auf einem Füßlein mit sieben Ästen, darauf etliche Natternzünglein und 5 Steine, 2 Perlen, zu oberst ein gewachsen Stück Goldes“. Bemerkenswert ist ein Perlenärmel, den ein Antonius Hörnigk von Lemberg für 450 Gulden an den Herzog versetzt hatte. Auch ein Stücklein Einhorn fehlt nicht, wie es bei jedem fürstlichen Schatz zu finden ist, das zauber- und heilkräftig sein sollte.

Auf Grund eines, zwischen Herzog Hans und König Ferdinand I. abgeschlossenen Erbvertrages fiel das gesamte Vermögen des Oppelner Herzogs an den König, und damit auch dieser Schatz, den Ferdinand schnelligst aus Oppeln wegführen ließ. Am Tage Maria Magdalena (22. Juli) 1528 hatte Herzog Johannes in Oppeln eine Verschreibung ausfertigt, in der er König Ferdinand alle seine Barschaft und Kleinode nach seinem Tode verschrieb und vermachte. (Staatsarchiv Breslau, Rep. 135, C 224 h, Notiz aus dem böhm. Landesarchiv Prag, tom. 2, fol. 37). Vielleicht findet der Kunsthistoriker Anlaß, den Spuren dieses Schatzes nachzugehen, dessen Verzeichnis einen lohnenden Einblick nicht nur in die Schatzkammer eines sparsamen und frommen Fürsten, sondern vor allem in die Kunstfertigkeit und Blüte des Edelhandwerks am Ende des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gewährt.

## II. Das politische Testament

Herzog Johannes verließ am Tage Maria Geburt (8. September) 1531 seinen oberschleßischen Ständen, also den Prälaten, Herren, Rittern und Städten, ein Landesprivileg, das sogenannte Hanusfische Privileg, das er zu Oppeln in böhmischer Sprache ausfertigen ließ. (Hanus = Johannes). Diese Landesordnung war sein politisches Testament, sein letzter Wille für seine oberschleßischen Landesinder. (Abdruck in Böhme, Diplomatische Beiträge, III, S. 1—11. Archivalischer Nachweis im Breslauer Staatsarchiv, Rep. 135, C. 123 c, Verzeichnis des Delfer Archivs, und Rep..

135, D. 342, Lorenz' Privilegienbuch, fol. 24—39. — Literatur: Erich Randt, Zur Frage des ober-schlesischen Landeswappens, Schles. Geschichtsblätter, Jahrgang 1925, Nr. 2, S. 17—24). Er erließ sie zur Erinnerung an sein Fürstengeschlecht, das mit ihm ins Grab stieg, und in der Erwägung, daß seine Erbfürstentümer nunmehr an die böhmischen Herrscher aus dem Hause Habsburg fallen würden, mithin eines, für ewig geltenden Schutzbriefes von ihm bedurften. Dieser ward also für die vierzehn ober-schlesischen Kreise bestimmt, von denen elf zum Herzogtum Oppeln, drei zum Herzogtum Ratibor gehörten. (Oppeln, Oberglogau, Groß Strehlitz, Cosel, Löst, Gleiwitz, Rosenberg, Lublinitz, Zülz, Neustadt, Falkenberg—Ratibor, Cohrau, Rybnitz).

Das Hanusische Privileg enthält in rund 30 Kapiteln folgende wichtigsten Bestimmungen: Die beiden Fürstentümer bleiben untrennbar vereinigt, ebenso untrennbar vom Königreich Böhmen, die Stände brauchen ihrem Landesherrn nur in Oppeln oder Ratibor huldigen, für den abwesenden Landesfürsten regiert ein Landeshauptmann, Kriegsdienstpflicht besteht nur für Kriege innerhalb der Herzogtümer, für alle Rechts-sachen ist das Oberlandrecht zuständig, das in Oppeln und in Ratibor am Sonntag nach Aschermittwoch bezw. am Bartholomäustage zusammentritt, Rittermäßige Personen werden vom Adelsgericht abgeurteilt, die Stände erhalten ein eigenes Amtssiegel und für Kriegszüge ein eigenes Banner.

Die Verleihung von Amtssiegel und Kriegsbanner hat für unsere ober-schlesische Provinz große Bedeutung, denn hinsichtlich der Landesfarben und des Wappens bestimmte Johannes:

„Zum ewigen Gedächtnis unseres Geschlechts geben wir ihnen eine Fahne und Kriegszeichen, unseren goldenen Adler, mit einer goldenen Krone im blauen Felde, welches unsere Vorfahren durch ihre Tapferkeit und Ehrentaten erworben, und unter welchem ihre Vorgänger ihr Blut zu vergießen nicht gereut, indem sie gegen die Feinde ihr Leben einsetzten. Wenn es ihnen also vorfiele, ins Feld zu ziehen, sollen und mögen sie solche Fahne, als ihr erbliches Kriegszeichen zu ihrer Ehre und sonst zu allgemeiner Nothdurft, auch zu unserem ewigen Gedächtnis gebrauchen, als ehrliche ritterliche Personen.“

„Desgleichen geben wir ihnen diesen unseren goldenen Adler in das allgemeine Petschaft, daß sie dessen berechtigt sein werden nach unserem Tode zu gebrauchen. Allein dieses Petschaft soll nur mit Bewilligung der ganzen Gemeinde, des Herren- und Ritterstandes gebraucht werden, und die Umschrift soll darauf geändert werden, mit diesen Worten: Sigillum ducatum Oppolien — et Rattiboriensis.“

Die Kanzlei erhielt ein „Haupt- und anhangendes Petschaft“, das auf der Vorderseite den König sitzend, auf der Rückseite den goldenen Adler der Pfaffen darstellte, wie ihn Johannes im Petschaft führte.

Erich Randt hat in den schon genannten Geschichtsblättern bewiesen, daß es ein besonderes obereschlesisches Landeswappen früher nicht gegeben hat, also auch nicht nach dem Tode des letzten Oppelner Herzogs. Es ist vielmehr der schwarze Adler im goldenen Felde seit ältester Zeit das Wappen für Ober- und Niederschlesien gewesen und geblieben. Aber durch das Hannsische Privileg kam das Oppelner Herzogswappen für die obereschlesischen Kreise als Wappen allgemein in Gebrauch und zu Bedeutung. Dieses neue Wappenbild ist bekanntlich — mit einigen Abänderungen — für unser obereschlesisches Provinzwappen, das ja jedermann kennen dürfte, vorbildlich und maßgebend geworden.

Die Erlaubnis zur Abfassung des Privilegs und politischen Testaments erhielt Johannes von König Ferdinand bereits am 24. August 1525 in Prag. Es wurde von Ferdinand am 30. Januar 1558 in Prag ausdrücklich bestätigt. In der Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln-Ratibor vom Jahre 1562 wurde es mit verwendet und erweitert.

Nach Böhmcs diplomatischen Beiträgen III, S. 1, Anmerkung hat Johannes auch ein privates Testament kurz vor seinem Tode verfaßt. Das konnte aber nicht am St. Georgstage (23. April) 1532 erfolgt sein, wie Böhme meint, sondern am Tage St. Gregorius, also am 12. März, da Johannes am 27. März 1532, am Mittwoch in der Karwoche, als Letzter seines Stammes verschieden ist. Vgl. dazu Staatsarchiv Breslau, Rep. 35. VIII 12, Abschnitt 12, wo der 23. April 1531 als Datum des privaten Testaments genannt ist. Bisher ist es noch nicht gelungen, dieses zweite Testament aufzufinden.

## Au der Schwelle

Von Hugo Gnielczyk

Wandermüde wunde Füße  
stoßen wartend vor der Schwelle,  
ob erfüllte Sehnsuchtsbitten  
stumpfe Seele jäh erwecke.

Harte Höhlen herber Hände  
hängen schlaff vor meinen Augen  
an erstarrten dorrten Armen  
Armster, die nicht Speise haben.

Weint das Antlitz welker Hände,  
fleht der Finger zuckend Halten,  
hinter denen tote Sterne  
wie aus Dämmerfernen schauen.

Als ob es den Blick mir bände,  
saugen tief sich meine Sinne  
in das Leiden meines Bruders,  
Seele sinkt in Seelentiefen.

Gaben sind wie grüne Bäume,  
denen Früchte froh entfallen,  
wenn der Liebe lichte Tropfen  
sie mit Reimeskraft erfüllen.

Sonnen brechen aus den Augen,  
neigen sich vor Gottes Sonne.  
Leben ist dem Tod entronnen,  
steht leuchtend an meiner Schwelle.

# Die Evangelische Kirche in Cosel DC.

Eine archivalische Studie

Von Dr. H. Schellenberg

Bereits unter Andreas v. Kochtitzki, der im Jahre 1617 die Stadt Cosel kaufte und 1629 vom Kaiser geächtet in schwedische Dienste trat, hatte sich eine kleine evangelische Gemeinde in Cosel gebildet. Sie erfuhr durch den Zugug von Beamten, Soldaten und Handwerkern mit der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. eine wesentliche Zunahme, so daß man schon beim Bau des Rathauses im Jahre 1748 einen Versaal für die Evangelischen vorsah. Ein Gesuch des Landrats v. Naefe im Oktober 1749, zum Ausbau des evangelischen Bethauses in Ermangelung eines Fonds eine allgemeine Kollekte im Lande abhalten zu dürfen, wurde von der Regierung abschlägig beschieden. Der Wunsch der Evangelischen, eine eigene Kirche zu bekommen, erfüllte sich erst zu Ende der Regierungszeit Friedrichs d. Gr. Die Kabinettsordre lautet:

An

Eine hochlöbl. Breslau. Krieger- und Domainen-Cammer  
wegen Erbauung einer evangelischen Kirche in Cosel.  
Citirtime.

Es sind Seine Königl. Majestaet gesonnen, eine evangelische Kirche in Cosel erbauen zu lassen, welche aber nicht einen Thurm, sondern nur mit einer ordinairten Couppel versehen seyn und ohngefähr 5 bis 6000 rl. kosten, auch auf den Platz nach der Oder, den der Herr General von Saß<sup>1</sup> schon wüßte zu stehen kommen soll. Da nun Seine Königl. Majestaet wissen wollen, wie hoch diese Kirche eigentlich zu stehen kommen wird, So ersuche ein Hochlöbl. Collegium dienstlich, dem Bau Directori Pohlmann aufzugeben, daß er fordersamst einen Anschlag und Riß fertige, welchen ich so dann erwarthe, um Seiner Königl. Majestaet einreichen zu können.

Unterschrift.

Der in der Cabinetsordre erwähnte Johann Martin P o h l m a n n war 1763 von Berlin, wo er am 25. 9. 1726 als Sohn eines Kaufmanns geboren wurde, nach Breslau gekommen und von da an die durch die Versetzung des Bauinspektors Bruckkampfer erledigte Bauinspektorat in Oppeln, die die beiden Unter Kreuzburg und Oppeln und

<sup>1</sup> Gerhard Alexander, Erbherr von Stubendorf, Tschammer, Gr. Elgot und Gieraltowitz, seit 1752 auf Borislawitz, 1762 Oberst und Kommandant von Cosel, 1772 Generalmajor, 1787 Generalleutnant, † Cosel 7. 7. 1790, verh. 2. 12. 1750 mit Helena Eleonora Benigna, Tochter des Christoph Erdmann v. Larisch.



Neubau des Glockenturms und  
der Sakristei der Evangelischen  
Kirche in Cosel O/S

Hans Thomas, Breslau  
Architekt B. D. A.

*Lichtbild Klette | Breslau*



Neubau des Glockenturms und der Sakristei  
der Evangelischen Kirche in Cosel D/S

Hans Thomas, Breslau  
Architekt B. D. U.

*Lichtbild Klette / Breslau*

außerdem 32 oberschlesische Städte zu betreten hatte. Die meisten der zwischen 1760 und 1780 entstandenen oberschlesischen Hüttenwerke sind nach seinen Zeichnungen errichtet worden. Nach 20jähriger Tätigkeit in Oppeln erhielt er die Berufung als Ober-Baudirektor nach Breslau, wo er der Mitarbeiter und Freund des damaligen Kriegs- und Baurat Langhaus<sup>2</sup> wurde. Er baute in Breslau die Artilleriekaserne und die Hauptwache, nach dem Entwurf von Langhaus die großen Mühlenwerke in Brieg und zahlreiche Bürgerhäuser in Brieg, Strehlen, Landeshut und Freiburg. Wenn man ihn, der bisher noch keine Kirche gebaut hatte, trotzdem mit dieser Aufgabe betraute, so war dafür wohl hauptsächlich der Grund ausschlaggebend, daß er zu gleicher Zeit in Cosel die „rote Kaserne“ zu bauen und außerdem bereits 1768 das katholische Pfarrhaus in Cosel renoviert hatte.

Pohlmann reichte am 19. Juni 1785 der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau einen Kostenanschlag und 2 sauber ausgeführte Zeichnungen (1. Bl. „Siebelseite und Durchschnitt nach dem Altar zu“. Darunter „Grundriß zur Anlegung des Chores“. 2. Bl. „Ansicht der Längsseite und Grundriß der unteren Chöre“) ein. Für seine Charakteristik sind in dem erwähnten Schreiben noch folgende Absätze besonders interessant:

„In der Facade habe ich zwar etwas Verzierung mit Säulen gezeichnet. Ich gestehe aber hiebey, daß ich in dergleichen, welches zur guten und reinen Architectur gehört, ein Erß armer alter Sünder bin, der bey seinem 20jährigen Aufenthalt in Oppeln und auf die Eisen-Hütten das was schön bauen heißer nicht betreiben können, es also, wenn er auch davon etwas gewußt haben mag, es verträumet hat.

Ich werde deshalb es gar nicht als Schande halten, wenn es Einer Hochlöbl. Cammer gefallen möchte, diese Vonsache durch den Herrn Krieges- und Ober Bau-Rath Langhaus Wohlgebohren bessern und sie nach der Epoche die dieser kluge Architect in der Architectur macht einleiten zu laßen. Ganz Geelen gerne will ich allen Weisungen folgen, damit ich auf meine alten Tage nicht schlecht Zeug mache und nicht der stolze Gedanke vieler meiner Mitarbeiter, ob sie gleich leyder kaum die Ionische Säulen-Ordnung kennen, soll mir beykommen, daß ich aufgeblasen sagen möchte, hier steht mein Werk, wenn ich den Bau der Coseler Kirche erleben sollte.“

Am Schluß bittet er um Erstattung von 25 Rthl. 10 Sgr. für Diäten und baare Auslagen. Er berechnet dabei 25 Tage Arbeitslohn zu je 1 Rthl.

„Ich weiß aus Erfahrung wohl, den schon oft vorgewiesenen traurigen Fall, wo es geheißen hat, daß wegen Ermangelung des Fonds vor der Hand nichts erfolgen könne. Aber da ich leyder vor der Hand etwas Geld zu Bezahlung meiner Schulden bey der Medicinischen Facultaet gebrauche, und bey dem Briegschen und Strehlenschen Bür-

<sup>2</sup> Vergl. dazu die ausgezeichnete Arbeit „Die evangelische Kirche in Cosel und R. G. Langhaus“ von Dr. Kurt Bimler im „Oberschlesier“ 1930, Heft 3, mit 2 Abbildungen der Fassaden von Pohlmann.

ger-Hausbau noch Geld übrig ist, So Submittiere ich Eure Hochlöbl. Kriegs Kommer darauf diese Diaeten anzuweisen geruhen wollen."

Die Entwürfe gefallen dem König und die liquidirten Diäten werden vom Minister Hornm „für wohl verdient" anerkannt und bewilligt.

Eine nochmalige Untersuchung des Bangeländes durch Pohlmann ergab, daß der vorgesehene Bauplatz wegen „des morastigen Grundes" ein Fundament von mindestens 18 Fuß Tiefe erfordert hätte, wodurch die bewilligte Bausumme hätte wesentlich überschritten werden müssen. Pohlmann hatte sich daher mit dem General-Major v. Saß dahin verständigt, daß die Kirche auf dem Grunde des alten Ratiborer Lores erbaut werden sollte. Da jedoch die Militärbehörde über dem Lore die Montierungskammer untergebracht und neben dem Turm einen Wagenschuppen angelegt hatte, so sollte die Montierungskammer in das Rathaus verlegt und ein neuer Wagenschuppen, dessen Kosten durch die Ersparnisse des verbilligten Baues der Kirche gedeckt wurden, nahe dem Quartier des Generals gebaut werden. Da jedoch das Bethaus im Rathausgebäude erst nach Fertigstellung der Kirche die Montierungskammer aufnehmen konnte, so sollte bis dahin diese in eine Kaserne verlegt werden.

Der neue Bauplatz forderte eine neue Lösung, außerdem erweiterte Pohlmann das Projekt um eine Sakristei.

Am 9. 4. 1786 schilderte der Architekt den Sachverhalt seiner Behörde und reichte ein neues Projekt ein „mit der gehorsamsten Bitte, solche (die Zeichnung) nicht zusammen zu legen, sondern aufgerollt zu lassen, weil sie für den Bau bestimmt ist." Dies erklärt auch, warum die Zeichnung heute nicht mehr bei den übrigen Akten im Breslauer Staatsarchiv vorhanden ist. Daß Pohlmann ein gewizigter Geschäftsmann war, beweist die Tatsache, daß er seine Behörde bittet, gegenüber den Coseler Behörden die bewilligte Summe von 6000 Rthtl. nicht zu nennen, da er einerseits dem Generalmajor v. Saß gegenüber nur von 5000 Rthtl. gesprochen habe, andererseits die Bekanntgabe der Summe bei der Verdingung nachteilig sein könnte. Im Juni 1786 wird von dem Minister das Projekt genehmigt. Die Arbeiten werden nun ausgeschrieben, und am 10. August wird mit dem Abbruch des Ratiborer Lores und des Turmes begonnen. Der „Entrepreneur" ist ein gewisser Wolf, an den auch die Arbeiten für die rote Kaserne gleichzeitig vergeben waren. Die Abbrucharbeiten gingen ziemlich langsam voran, da nach dem Bericht des Poliers Ende September der Platz mit Schutt und Ziegeln angefüllt gewesen sei. Der Fortgang der Fundamentierungsarbeiten litt unter dem Anfang November besonders hart einsetzenden Frost und Schnee, und im Frühjahr des folgenden Jahres geschah es zweimal, daß das Hochwasser „3½ Fuß hoch durch die Ziegel, Schenke und über die Pläne gegangen, wodurch die gestrichenen Ziegel als auch die Streich-Pläne ruiniert worden."

Anfang Juni 1787 berichtet Pohlmann von Reisse, wo er die Probianzbäckerei und Magazinbauten ausführte, nach Breslau, daß er am 10. nach Cosel fahren wolle, „um den schläfrigen Betrieb der dasigen Läuten durchschauen zu können.“

Im Herbst 1788 war die Kirche fertiggestellt. Sie wurde am 2. November von dem Garnisonprediger Joh. Samuel Schirmer geweiht.

Verschiedene Eingaben der Coseler Garnison an die Armeecabteilung im vergangenen Jahrhundert beweisen, daß die evangelische Gemeinde es als einen großen Nachteil empfand, daß die Garnisonkirche kein Geläute hatte. Den Truppen wurde der Anfang des Gottesdienstes durch Parolebefehl bekannt gegeben, sie konnten also das Läuten der Glocken entbehren, der evangelischen Zivilbevölkerung scheint das Zeichen zum Kirchgang durch Trommeln angezeigt worden zu sein. 1857 wird ein Turmbaufonds gegründet, 22 Jahre später ist er erst auf 1800 Mark angewachsen. Jahrzehnte gibt es dann Auseinandersetzungen zwischen der Zivil- und Militärgemeinde über die Mitbestimmung bei baulichen Maßnahmen. 1888 wird ein Turm über dem Haupteingang der Kirche geplant. 1913 erklärt sich das Kriegsministerium bereit, die noch fehlenden Mittel zur Verfügung zu stellen. Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges — am 29. Juli 1914 — reichte das Militär-Bauamt Gleiwitz einen Entwurf für den Anbau eines Turmes an der Ostfront ein. Das Projekt wurde durch den Krieg bis nach der Demobilmachung zurückgestellt.

Im Dezember 1924 erwarb die Kirchengemeinde die frühere Garnisonkirche mit Pfarrgarten und Friedhof vom preussischen Staat für 6000 Mark. Im Sommer 1928 beschließt die Gemeinde den Bau eines Glockenturmes, ein Turmbauverein wird gegründet, rasch werden Mittel für den Turm und 2 Glocken zusammengebracht und der Architekt B. D. A. Hans Thomas-Breslau zur Einreichung eines Projektes aufgefordert. Ende des Jahres fand dann eine Verhandlung an Ort und Stelle statt, auf Grund welcher der Architekt verschiedene Modelle anfertigte, unter denen das Ministerium sich für die Lösung entschied, die den Bau eines etwa 30 m hohen Campanile vorsah, der frei zwischen Pfarrhaus und Kirche sich erhebt.

Am 7. Juli 1929 wurde mit dem Abbruch der Sakristei begonnen, die Grundsteinlegung erfolgte am 17. August 1930.

Hammerschläge haben getan: Superintendent Baum, Leobschütz; Pastor Kauschensfeld, Rat Springer als stellv. Vorsitzender des Gemeindefiskusrates, Direktor Greulich als Vorsitzender des Turmbauvereins, Kanzleiinspektor Falke als stellv. Vorsitzender des Männer- und Jünglingsverein, Manverpolier Bischof für den Bauausführenden. Das erste Projekt, das Pohlmann am 19. 6. 1785 einreichte, ist mit gering veränderter Fassade bei dem späteren Bau ausgeführt worden. Pohlmanns Entwurf sah am Haupteingang zwei Säulenpaare vor. Die zweite äußere Säule wurde in der

Überarbeitung (durch Langhans) durch je einen Pilaster ersetzt. Auch andere Verzierungen — wie z. B. die Rosette über dem Säulenpaar kam entsprechend der Modernisierung in Fortfall.

Die von dem Architekten B. D. A. Thomas gefundene Lösung für den kupfergedeckten Turm, der 4,50 m im Quadrat bei 30 m Höhe mißt, ist als sehr glücklich zu bezeichnen. Ohne sich an den Stil der alten Kirche anzulehnen, vereinigen sich seine klaren Formen mit dem Rhythmus des Klassizismus zu einer schönen Harmonie, ein gutes Beispiel dafür, wie ein künstlerisch begabter Architekt ohne jeden Historizismus einem alten Gebäude durch einen An- bzw. Erweiterungsabau, der ganz im Geiste unserer Zeit entstanden ist, noch eine ästhetische Steigerung geben kann.

Quellen: Staatsarchiv Breslau Reg. 36 Stadt Cosel VIII, 1 u. 2. Schles. Provinzial-Blätter Bd. 33 S. 24 ff. (1801). Augustin Welzel: Gesch. der Stadt u. ehem. Festung Cosel. Verlag Paul Mode. Cosel 1887.

## Die Breslauer Ausstellung „Kult und Form“\*

Von Alfred Hadelé

Es ist dankbar zu begrüßen, daß durch die Breslauer Ausstellung „Kult und Form“ auch dem vergessenen Osten Gelegenheit gegeben werden soll, die Bestrebungen des Kunstdienstes kennen zu lernen, und damit auch unserer heimischen Kunst neue Anregungen zuzuführen.

Der Kunstdienst ist bekanntlich eine unabhängige Arbeitsgemeinschaft, „die durch lebendige Mittel der Veranschaulichung und Kundmachung sowie durch Einsatz für Einfachheit und Ehrlichkeit der Werkformen und Lebensformen innerhalb und außerhalb der Kirche einer Neugestaltung der kultischen Kunst zu dienen strebt.“

Der erste Schritt in dieser Richtung war die Berliner Ausstellung „Kultbau und der Gegenwart“ im Jahre 1929. Im Zusammenhang damit wurde notwendiger-

\* Am 2. Februar d. J. wurde im Lichthofe des Breslauer Kunstgewerbemuseums in Anwesenheit zahlreicher Vertreter der weltlichen und geistlichen Behörden die Ausstellung „Kult und Form“ eröffnet. Prof. Dr. Masner gab einleitend einige Erklärungen über das Zustandekommen und die Ziele der Ausstellung. Diese bezwecke nichts Endgültiges zu geben, sondern die ausgestellten Arbeiten als Versuche nach einer Richtung hin zur Diskussion zu stellen. Als Vertreter der katholischen Geistlichkeit nahm Pfarrer Hadelé, der Landeskonservator für Oberschlesien, vom Standpunkt der katholischen Kirche aus zu dieser neuen Kunststellung Stellung, während für die Protestanten Pfarrer Dr. Blümel/Breslau sprach. Aus beiden Ausführungen ging klar eine gewisse Gegensätzlichkeit der Konfessionen in Bezug auf die Auffassung in der Gestaltung des kultischen Gerätes hervor: Die dem Kultdienst-Dresden nahestehende Richtung

weise auch gleiche Aufmerksamkeit dem kirchlichen Gebrauchsgegenstand, d. h. den kultischen Geräten gewidmet.

So gibt unsere Ausstellung eine Übersicht neuer evangelischer, katholischer und jüdischer Gebrauchs Kunst im Dienste des Kultes, wie sie in den Werkstätten, Arbeitsgemeinschaften und Schulen des Reiches im obigen Sinne entstanden sind, und für uns Schlesier noch eine Ergänzung findet durch einen besonderen Raum ausschließlicher Werkstücke heimischer Künstler.

Alle diese Kunstgegenstände zeichnen sich mehr oder weniger aus durch völlig gegenwartslebendige Gestaltung, durch größte Schlichtheit und schöne Zweckmäßigkeit.

Prof. D. Lillich/Frankfurt a. M. hat in seinem Eröffnungsvortrag\*\* unserer Ausstellung in Berlin im November 1930 die religiösen Grundlagen und Prinzipien dieser neuen Kunst aufgewiesen, und dabei drei Forderungen, die sich für die kultische Gestaltung der Neuzeit ergeben, aufgestellt:

1. Kultische Gestaltung muß bestimmt sein durch Alltag.
2. Kultische Gestaltung muß bestimmt sein durch Gegenwart.
3. Kultische Gestaltung muß bestimmt sein durch Wirklichkeit.

Es ist mir die Aufgabe gestellt worden, zu dieser neuen Kultkunst vom Standpunkt der katholischen Kirchenkunst aus einige grundsätzliche Bemerkungen zu geben.

Wären diese grundsätzlichen Ausführungen über die religiöse Basis dieser Kunst, die Prof. D. Lillich gibt, etwa als allgemein gültig anzusprechen für die Vertreter dieser Kunststrichtung, so dürften sie von gläubiger evangelischer wie katholischer Seite, wenigstens in ihrer religiösen Einstellung, kaum Zustimmung finden, in formal-künstlerischer Hinsicht kann der Weg eine weite Strecke gemeinsam gehen.

Für die katholische Kirche ist die kultische Kunst nie und nimmer Alltagskunst, sondern stets eine Sakralkunst, d. h. eine Kunst, welche die für das Haus Gottes und den Opferaltar bestimmten Gebrauchsgegenstände durch besondere Weihe auszeichnet, die dadurch dem Alltagszweck für immer entzogen werden.

Auch die kath. Kirche redet einer gegenwartslebenden Gestaltung der Kultgegenstände

für evangelische Kirchenkunst gehe auf eine sachliche Darstellung hinaus, sie habe eine Abneigung gegen Symbolik und lehne Ornament und Dekoratives ab. Diese Richtung versuche sowohl im kultischen Geräte, wie auch durch künstlerische Gestaltung von den Dingen, welche die Religion ins Volk tragen sollen (Bibel, Gesangbuch, Tauf- und Trauschein u. a.) auf die breitere Masse ästhetisch einzuwirken.

Die Ausführungen unseres Landeskonservators erscheinen uns für die Entwicklung der ober-schlesischen Kirchenkunst doch so wichtig, und für die Stellung der katholischen Kirche der neuzeitlichen Kunststrichtung gegenüber so programmatisch, daß wir sie gern auch weiteren Kreisen zugänglich machen.

(Die Red.)

\*\* Die Form. Heft 23/24. 1930.

und einer schönen Zweckmäßigkeit das Wort, sie dürfen aber bei aller Sachlichkeit jene verhaltene Geste des Schönen und Edlen nicht entbehren, die sie über den Alltag erhebt und von diesem als gottgeweihte Gegenstände ausscheidet.

„Wenn die Kunst der Ausdruck des inneren Schauens, die Aussprache des inneren Erlebens ist, dann muß die kirchliche Kunst der Ausdruck inneren kirchlichen Geistes sein.“ Diese Worte aus der so vielfach mißverstandenen Sylvesterpredigt Kardinal Faulhabers fassen die Welt des kirchlichen Künstlers.

Im kirchlichen Gesetzbuche sind die Aufgaben der kirchlichen Kunst für den christlichen Künstler umrissen, und kein Geringerer als der kunstsinige Papst Pius XI. hat in seinem berühmten Erlaß „Die kirchliche Kunst betreffend“ 1925, der gewissermaßen Ausführungsbestimmungen zum Codex juris enthält, die von ganz modernem Geiste durchweht sind, geradezu als Grundsatz aufgestellt, daß die Würde der Kirche die Ausschcheidung jedes unangebrachten Zierrates erfordert, und daß würdevolle Armut nicht im Widerspruch zum Gotteshause stehe, daß hier das Notwendige genüge; das aber soll von anserlesenem Geschmack sein, von wirklicher Künstlerhand hergestellt sein und aus edlem Material bestehen.

So muß ein Gotteshaus in erster Linie im wahrsten Sinne des Wortes von sakralem Geiste durchflutet, also nicht nur mit äußern, dem üblichen Kirchenbau entlehnten Formen auf- und ausgebaut sein.

Zum zweiten muß der Bau allen liturgischen Gesetzen, die in eine künstlerische, von kirchlichem Geiste durchtränkte Form gebracht sind, voll und ganz entsprechen.

Zum dritten muß die Idee des Sakralbaues künstlerisch, d. h. durch phantasiebegabte und gestaltende Kräfte gelöst sein.

Der Kultbau und der Kultraum muß demgemäß im Verhalten und in Wirkung restlos die gestellten Forderungen erfüllen; darüber hinaus muß er reiner Zeitausdruck sein, ohne modisch, sensationell, extrem oder gar subjektivistisch wirken zu wollen, also volksverbunden sein.

Ein kunstsiniger Kirchenfürst, Erzbischof Kardinal Bertram, spricht diesen Gedanken aus in dem Vorwort, das er dem von der Freien Vereinigung für Seelsorgshilfe herausgegebenen Büchlein „Seelsorger und Künstler“ vorangestellt hat, wenn er dem Künstler folgenden Rat gibt:

„Ob ein Werk für die Volksseele bildend, tröstend, erhebend ist, darüber möge der schaffende Künstler mit einem Priester von feinsinnigem pastoraalem Empfinden und von echter Volksverbundenheit zu Räte gehen“. —

Christliche Kunst und Kirche gehören unlösbar zusammen und sind alle Jahrhunderte hindurch unzertrennliche Weggenossinnen gewesen.

In steter Verbindung mit der Kirche, gespeist aus den unerschöpflichen Schätzen der christlichen Wahrheit und Schönheit, und aufs eifrigste von ihr gefördert, hat die christliche Kunst ihr selbständiges Programm mit großer Schaffensfähigkeit und Schaffensfreude durchgeführt, zwar in wechselnden künstlerischen Formen, aber in stets gleichbleibender Hingabe an Gott, den Urgrund alles Schönen.

Der Anschluß an die Kirche war für die christliche Kunst kein Hindernis in der Fortentwicklung. Mit dem Segen der Kirche hat sie stets das, was gesund an künstlerischen Zeitrichtungen war, herzhast herausgegriffen, sich einverleibt und verständnisvoll verarbeitet.

In der Ehrfurcht vor der Tradition, aber auch mit der nötigen Aufgeschlossenheit für alle gesunden Gedanken und Erkenntnisse der Zeit ist die Gewähr gegeben für eine gedeihliche Weiterentwicklung der christlichen Kunst in der Gegenwart wie in der Zukunft.

Durch die Ehrfurcht vor der Tradition wird die christliche Kunst bewahrt bleiben vor dem Hinabgleiten in einen schrankenlosen Subjektivismus, dem die Künstler heute mehr denn je verfallen sind, vor Überspannung des seelischen Ausdrucks, vor der Entleerung des objektiven Inhalts, vor der Vernachlässigung der künstlerischen Formen.

Das verständnisvolle Eingehen auf die gesunden künstlerischen Anschauungen und Gestaltungsformen der Gegenwart wird der christlichen Kunst die Möglichkeit geben, auch dem modernen Geschlecht das zu sein, was sie in der Blütezeit des Mittelalters und der Renaissance allen Schichten des Volkes gewesen ist.

Die Kirche versperrt somit der Kunst nicht den gesunden Fortschritt, der auf der bewährten Tradition weiterbaut, sie hat daher auch jede gesunde Einstellung auf die jeweilige Gegenwart gebilligt.

Sie lehnt aber das Revolutionäre, den völligen Bruch mit der Vergangenheit ab; sie kann nie und nimmer den radikalen Standpunkt vertreten, wie er von den extremen Vertretern der „Evangelischen Werfkunst“, etwa Oskar Beyer auf der Westdeutschen Tagung für evangelischen Kirchenbau in Essen propagandiert wurde: Es gäbe keine heiligen Geräte mehr, die Symbole seien veraltet, die Bilder seien ausgelaugt, man verzichte am besten ganz auf sie, das Magische müsse ins Sachliche umgewandelt werden u. a.

Auch die katholische Kunst erkennt nicht und versteht sehr wohl, daß nach dem Geseze der Reaktion auf eine Zeit einer Überfülle des schmückenden Beiwerks und der Ersatzstoffe, eine gewisse Sachlichkeit, d. h. Einfachheit und vor allem auch Materialgerechtig-

keit folgen müsse. Aber die Sachlichkeit darf nie Nüchternheit werden, die jede geistige traditionelle Bindung ablehnt.

Hiesse das nicht, gerade das Köstlichste, was den Künstler eigentlich erst zum Künstler macht, nämlich Phantasie und Geist brachlegen und verkümmern lassen, wenn man absolut keine Symbolik, die heilige Geheimsprache der Jahrhunderte, gelten lassen wollte?

Wohl kann die Kirche diese Dinge als Schmuckformen entbehren, aber sie würde damit alle gedanklichen Beziehungen zu den liturgischen Funktionen, zur Theologie, Philosophie und zum Volkstum, und so das Kostbarste ihres Erbgutes aufgeben.

Die Kirche schafft ja ihre Kunstwerke nicht für einzelne moderne Ästhetiker, sondern für die große Gemeinschaft des gläubigen Volkes.

Die Kirche braucht nicht mit einem Jahrzehnt oder mit wenigen Jahren revolutionärer oder sensationeller Entwicklung zu rechnen, sie rechnet mit Jahrhunderten und hat Zeit zum Warten, bis ihr das Bleibende, Reife der Entwicklung die Gewähr des e c h t e n w a h r e n Fortschrittes bietet.

Sie ist zu allen Zeiten für den Künstler der Quell großartiger Motive und zwingendster Anregungen gewesen. Freilich ist dieser Quell durch die Einwirkung mannigfaltiger Mängel, durch Zeitverirrungen, durch wirtschaftliche Verhältnisse u. a. bisweilen getrübt worden. Daraus ergibt sich das Auf und Ab der christlichen Kunst.

Aber kann einen großen Künstler hat es gegeben, der nicht irgend wann einmal aus diesem Quell geschöpft hat.

Die Kirche als solche ist ja schließlich der einzige großzügige Auftraggeber für die religiöse Kunst.

Und es ist ganz merkwürdig, daß gerade in der Gegenwart so viele Künstler, die der Kirche fernstehen, sich gedrängt fühlen, der religiösen Kunst dienen zu wollen.

Sie formuliert klar ihre Vorbehalte hinsichtlich des Inhaltes des Dargestellten, sie gibt aber dem Künstler Freiheit in der Form.

Diese Beschränkung ist von den Genie nie als Nachteil empfunden worden, nur kleine Geister haben sich daran gestoßen.

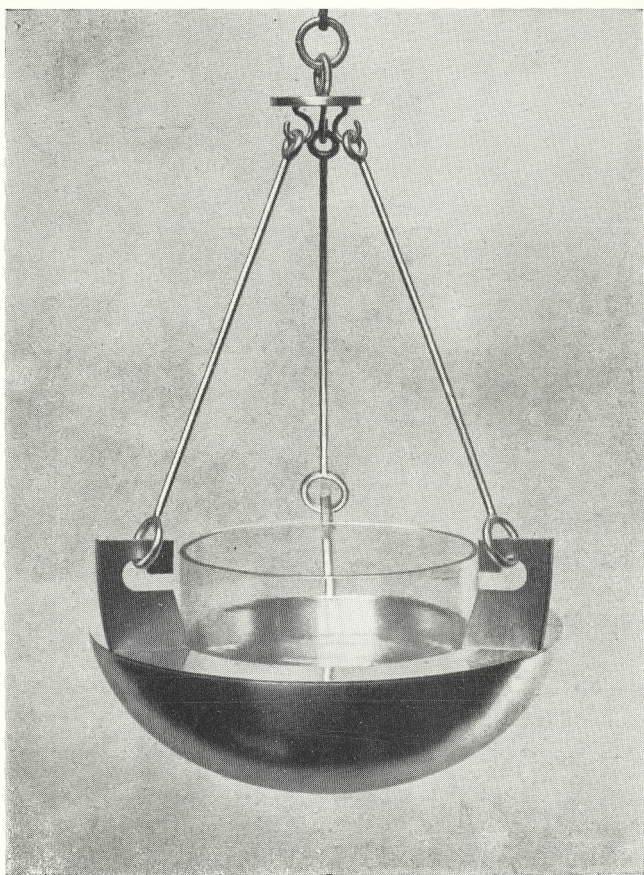
Durch diese Beschränkung gibt sie dem Künstler die Möglichkeit, seine ganze Kraft auf die Form zu konzentrieren; — und zwar nicht zum Schaden des Künstlers, denn sie stellt dem Künstler gewissermaßen als Entgelt dafür und als größtmöglichen Erfolg, den er sich vorzustellen vermag, die g r ö ß t e v e r s t e h e n d e G e m e i n d e zur Seite, die sein Werk mit hingebender Liebe aufnimmt, und mit steigender Verehrung Jahrhunderte hindurch hegt und pflegt.

Gewiß haben auch einzelne kirchliche Auftraggeber in irrtümlicher Auffassung ihrer Aufgaben sich an Künstlern versündigt.



Dalmatik für die „Schwarze Kapelle“  
in Guskirchen Rückseite

Kölner Werkschulen, Klasse Nigg



Ewiglichttampel, Fritz Schwerdt

Aber das sind Ausnahmen, und man möge doch bedenken, daß in der profanen Kunst sich der Künstler oft noch schlimmeren Bedingungen unterwerfen muß.

Der Kirchenschlüssel wird dem wahren Künstler immer noch sympathischer sein als der progende Geldsack.

Wiederholt hat vor allem die Kirche, und nicht zuletzt auf päpstliche Anregung hin, klar genug grade ihr Bekenntnis zum Handwerk abgelegt. Das wird in den Kreisen des deutschen Handwerks und Kunsthandwerks freudige Genugtuung auslösen.

Nach einem Jahrhundert einer gewissen Entfremdung zwischen Kirche und Kunst geht ja die Entwicklung, Gott sei Dank, heute dahin, daß auch die Künstler sich wieder auf die *Eigengesetze der religiösen Kunst* besinnen.

Es ist ein Verständigungsprogramm im Werden, an dem die edelsten Geister auf beiden Seiten mit Hingebung und Liebe arbeiten, und alle Bestrebungen zu diesem Ziele, im gegenseitigen Verstehen und Lernen einander näher zu kommen, sind mit Freuden zu begrüßen.

Und so begrüße auch ich als Vertreter des katholischen Klerus diese Ausstellung „Kult und Form“.

Mit Interesse und wohlwollendem Verständnis wollen auch wir von Seiten des katholischen Klerus den Problemen, welche diese neuzeitliche Ausstellung auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst zu lösen versucht, nachgehen, denn auch für unsere Bestrebungen wird aus dem ehrlichen Künstlerwillen der Gegenwart zu lernen sein.

Möge die Ausstellung der kirchlichen Kunst und nicht zuletzt den bestellten Hütern dieser „Enkelin Gottes“, wie Dante die Kunst nennt, und auch unseren kirchlich schaffenden heimischen Künstlern ein Quell von Anregung sein zur Frage der Klärung über so wichtige zeitgemäße Probleme unserer kirchlichen Kunst.

Anmerk. der Schriftlsg.: Den Druckstock „Ewiglichtampel“ von Fritz Schwerdt stellte der Kunstdienst Dresden zur Verfügung.

# Brand des Glaspalastes

Eine Erzählung von Friedrich Deml / Dypeln

Der Maler Ulrich von Ebrach hatte die Einladung erhalten, sein Gesamtwerk zum Frühsommer neunzehnhunderteinunddreißig im Münchener Glaspalast auszustellen. Das bedeutete eine besondere Ehre für den lange vernachlässigten Meister, dessen Bilder ihr stilles, von Kennern gehütetes Dasein lebten.

Da ein gewisser sehnächtiger Zug durch sein Schaffen ging, sollte ihm die Nachbarschaft der Sonderausstellung „Deutsche Romantik“ eingeräumt werden. So hattens die Sachverständigen beschlossen und, obwohl er bei dieser schnellfertigen Abstempelung Bitterkeit und Ungeduld nicht unterdrücken konnte, fügte er sich dieser Wohlmeinung. Er nahm sich allerdings vor, seine eigene Mumienkammer, wo die vertrockneten Leiber seiner Seele stimmungsvoll aufgereiht hingen, nicht zu besuchen.

Er wollte schaffen und vergessen, was er geschaffen, ganz aus dem Blut und dem inneren Gesicht bilden; denn er spürte, daß ihm bisher noch nichts Endgültiges gelungen war.

So blieb er in seinem fränkischen Landstädtchen, schlenderte durch Wiesen und safrangelbe Rapsfelder, rieb den duftenden Lymian zwischen den Fingern in die Haut, überquerte barfuß kalte Bäche, schaute vom Zaun her dem Nachbar Zinker zu, der seine Bientraube vorsichtig in den Korb tat, und wartete.

Vielleicht hätte er sich, in die goldene Sicherheit seiner Reise getaucht, von Himmel und Erde tragen lassen wie die Weizenähre, wenn nicht jener Frevelmut nach Gott und Tod und Teufel ihn gequält hätte, der so oft abgründige Naturen besällt.

Eines Nachmittags im Juni stand er zwischen Knecht und Magd im Heu, hatte die Ärmel emporgekrempelt, das Hemd weit offen, den Rechen lässig an die Schulter gestützt und wischte sich mit dem Sacktuch den heizenden Schweiß aus dem Nacken.

Sein Bruder, der Bauer im Steigerwald war und den väterlichen Hof mit unfriedener Kraft verwaltete, hatte ihn eingeladen mitzuhelfen, erstens weil die Arbeit dem Herrn Maler gesund täte, zweitens weil alle Hände gebraucht würden, um den Regen rechtzeitig einzubringen. So lautete, beinahe festgelegt, die Einladungsformel einer jeden Erntezeit. Ulrich wäre beleidigt gewesen, wenn man ihn nicht aufgefordert hätte; er hing immer noch am bäuerischen Wesen und verehrte den Hof, der ihm nicht gehörte, als die Arche des Geschlechts.

Nun blinzelte er genüsslich müde eine Weile den Hang auf und ab. Die Grillen warfen ein schwirrendes Netz. Sein Blick streifte die gebräunte Wade seiner jungen Nichte,

die eben das heiße Gesicht im Steinkrug voll säuerlichen Mostes vergrub, dann schloß er die Lider vor dem Prall der Sonne.

In der Ferne, wo die Siebenhügelstadt Bamberg thronte, schmolz Gewölk zu einem Bleibarren zusammen. Hin und wieder wetterleuchtete es. Der Bauer hatte zur Eile gemahnt und eine üppige Ladung nach Hause gebracht. Er mußte bald wieder zurück sein. Schon hörte man das Knarren der Räder; dann verschluckte der Hohlweg und der Hollunder den Schall.

Während Ulrich hastig und etwas unbeholfen die Schwaden zusammenhäufelte, arbeitete seine Fantasie. Bilder und Farben taumelten ineinander, rissen Stücke aus seinem eigenen Fleisch und Blut. Aus Flecken schwamm ein Gemälde zusammen, das den ganzen Horizont erfüllte: Durch den Nebel der Wiese schwankte die hohe Fuhr. Die Kuppel des Himmels darüber glühte und schmolz. Die Achse des Rades entzündete sich mählich, Flämmchen hüpfen durch die Speichen, die sich andächtig drehen. Plötzlich stand eine rote Flamme über der silbergrauen Ernte. Sie leckte nach seinem Gehirn, frohlockte, als er sich sträubte und immer tiefer hineinwühlte. Als eine zweite lodernde Säule stand er neben der ersten.

Dann zuckte er zusammen. Sein Rechen hatte sich in einen Stein verkrallt. Ulrich zerrte und riß ihn völlig aus dem Erdpolster. Der Stein war oben weiß, von der Hitze gebleicht, unten schwarzfeucht. Ein Stückchen Regenwurm klebte daran und zappelte. Ulrich sah es ohne Mitleid. In ihm war eine Lust, die Dinge an sich zu raffen und, wenn es sein mußte, zu zerstören. Ob er die Gärung des aufziehenden Wetters in sich gespeichert hatte? Schon zerriß ein Blitz den Peitschenschlag des Bauern, der seine Ochsen durch den weichen Talgrund mührte.

Ein fieberhaftes Aufladen begann. Der Bauer kniete oben im getürmten Heu des Leiterwagens, preßte die Schübel zusammen und verteilte ihr Gewicht. Der Knecht unten hatte die Beine auseinandergestemmt, bohrte die Gabel in den würzigen Haufen und warf wehende Fahnen hinauf. Seine Muskeln spielten, seine behaarte Brust fing die trockenen Glimmerstäubchen auf; jedes Mal, wenn er einen besonders dicken Schwung reichte, zerrte er die Lippen auseinander und zeigte das Gebiß. Die Mägde lachten darüber. Ulrich stand beiseite. Er schämte sich. Er fühlte sich unnütz. Er war kein rechter Arbeiter hier. Diese Menschen kämpften ums Brot; er lebte, um Bilder zu haschen und Farben zu mischen. Er wirkte lächerlich, wenn es Ernst wurde. Weder der Bruder noch das Gefinde kümmerten sich um ihn. Sie legten den Heubaum quer; die Fülle des dünnen Grases, die winters im Guter der Kühe zu Milch sich wandeln sollte, bauschte sich. Der Wind zauste, die Ochsen ruckten an und zogen ungleichmäßig. Auf ihre Flanken fiel der erste große Regentropfen und erlosch.

Ulrich blieb zurück wie in Trotz und Neid. Er hörte das Knirschen der Räder auf

dem Feldweg. Steine ließen sich zermahlen zu Lehm, Wolken zerfließen sich droben zu Dampf. Ein scharfer Guß ging dem eigentlichen Sturm voraus, wie das Plänkeln der Reiter-schar dem Hauptangriff. Ulrich lachte vor sich hin. „Du tätest gut, dich unter jene Buche zu stellen. Ei, nun stehen sie auch vor der Sammlung deiner Werke im Glaspalast, gaffen, langweilen sich und gehen vorüber. Was sagst du dazu? Was gehen deine Künste dies Volk an? Warum stellst du dich nackt vor die Augen der Fremden und blinzeln nach ihrem Beifall? Hättest du einem Bettler Brod gegeben, einen Kranken gepflegt oder einen Toten bestattet: das wäre etwas gewesen. Hast du nicht alle Dinge dir auf den Adamsleib gepaßt und bist prozig damit zu Markt gelaufen, wo die Kenner dich versteigern sollten?“

Ulrich war ohne Eile den Hang hinaufgestiegen und hatte sich an den Stamm der Buche geschmiegt. Immer noch trug er Hals und Brust offen, die Hemdärmel empor-gekrempelt. Er sah dem losfahrenden Ungeheuer entgegen. Eine gefährliche Spannung machte seine Nerven erzittern. Seine Nägel krallte er in die Rinde. Seine Nüster sog den beruhigenden Duft des Holzes. Er hatte die Lider halb geschlossen, um die grellen Streiche der Blitze zu ertragen. Ein Prickeln lief über seine Haut. Der Regen prasselte in die Krone des Baumes. Der Donner hob den triefenden Wald auf seine Schulter. Breite Himmelsflächen leuchteten schweflig auf, wie teuflische Seen. Ulrich klammerte sich fester an die lebendige Säule. Er hielt wie ein Liebender in den Elementen, duckte sich in Angst und Seligkeit. Sein Haar hing in feuchten Fegen über seine Stirn. Noch nie hatte sein Blut so gebrandet. „Siehst du nun, Künstler, Bauernsohn, abgefallener Knecht der Scholle?! Wann hättest du je solche Trunkenheit gestaltet?! Ein Glückling warst du vor der Tödllichkeit der Erde, ein Feigling. Was du schufst, ist Eitelkeit und Selbstbetrug. Hättest du vermocht im Dienst am Acker, wie dein Bruder, dessen Wagen jetzt zur Scheune rollt, den Elementen entgegen zu treten, sie an dich zu raffen, sie fort zu schlendern?! Warst du je selber zum Element geworden, das beglückt und vernichtet?! Weise mir das Werk, das brennt vom Geiſtfeuer, von Blutaſche grau iſt! Sie haben dich eingefargt in die Truhe der Kunſtgeſchichte. Recht ſo! Du biſt erſtickt. Vielleicht haſt du nie geatmet.“

Ulrich bog sich unter der glühenden Stimme seines Innern; seine Hände waren zu Säusten geworden und hämmerten an den Stamm. Der Wind wusch den Sandſchaum durch den Thymian zu seinen Füßen. Die Quarzkörner klingelten gläsern; dann brüllte wiederum der Donner und riß grüngelbe Fegen aus der Hügelwange.

Ulrich raffte sich zusammen. Er löste den warmen Leib von der gastlichen Buche und lief hinaus in den Sturm. Er glich einem Eber, der mit gesenkter Haue den Feind angeht. Er schrie und krümmte den Nacken.

„Das iſt, das Elementare, Haßliebe! Keine Kunſt, keine Künstlichkeit! Wäre dies

Gewitter aus dir gewachsen, in dein Werk hineingegossen! So wärst du ein Schöpfer! Noch einmal, Dämon, deine Gunst! Ein letztes Mal, ein erstes Mal! Ich werde ein Bild schaffen, das selber Element ist, das von seinem eigenen Feuer lodert, das sich selbst entzündet, dich entzündet, sich entzündet! Gewitter ist, lebendiger, wirklicher, wahrer als dies Wetter zu deinem Haupte! Ich werde!"

Unter Dach und Fach des Ulrichshofes zurückgekehrt, schritt der Maler durch den Flur, dessen Steinplatten locker lagen und unter seiner Sohle schüttelten, und zog sich in seine Kammer zurück. Er legte trockene Kleider an, atmete den Geruch seiner Haut, hoßte eine Weile un schlüssig herum und betrachtete sich im Spiegelscherben. An seiner Schläfe trug er einen seltsamen Glanz, als hätte ihn die Blitzweihe getroffen.

Wenige Tage später hatte er sich in sein Atelier eingeschlossen und malte. Er gedachte den Pinsel in jene Glut zu tauchen, die am Erntemittag in ihm aufgeflackert war. So heilig er sie bewahren wollte, sie war doch zu Asche geworden. Wieder kam die Ruhe und Bewußtheit des Schaffens über ihn, jene entfernte Schau der Dinge, die er so haßte, weil er glaubte, sie sei das Zeichen der Schwäche und Ungnade. Er wühlte in sich, er betete und fluchte. Jeder Strich und Farbton reizte ihn. Er lief wie ein Raubtier im Käfig hin und her, riß die Fenster auf, scherzte ungeduldig mit seinem Schäferhund, dem er die Hand ins Gebiß legte.

Einmal am Abend, als er in Gesellschaft gehen wollte und einen ausgesucht vornehmen Anzug wählte, überkam ihn die lächerliche Lust, an dem befreundeten Hause vorbeizugehen und der weißen Landstraße nach immer tiefer in die Ferne zu wandern, bis der Wind und die Sterne, die Disteln und Steine, das Stroh und das Ungeziefer ihn zerzaust hätten und er irgendwo wie ein krankes Wild verenden könnte.

Sein Zustand wurde fieberhaft, ohne das Elementare zu zeugen, nach dem er sich verzehrte. Er geißelte sich selbst, an die Steinsäule seiner Ohnmacht gekettet. Er wollte nicht zugeben, daß Unbedingtheit und Demut vor Gott, dem Unbedingten, eins seien. Manchmal zwar überfiel ihn die Sehnsucht, wie ein Kind vor den Flurkapellen auf der Betbank zu knien und alles, was ihn ängstete und erhob, der mütterlichen Herrin zu empfehlen. Er machte sogar den Anlauf, steckte einen Kornblumenstrauß zwischen das Gitterwerk der Nische, in dem die Gottesmutter schattig die Hände breitete und stammelte einen frommen Spruch. Aber der blieb ihm im Halse stecken; denn er war selbstherrlich und wollte alles aus eigener Kraft schöpfen. Er wollte sein wie Gott und fühlte mit Erschrecken, daß in jenem Gewitter die gezackte Schlange Satans ihn gestreift hätte. So zog er seine Hingabe zurück und verhärtete sein Wesen zum Kiesel, hoffend und verzweifelnd, daß ein Erlösungsfunkel daraus springe.

Dann wurde sein Bild vollendet. Er hatte es gleichsam mit blinden Augen gemalt. Er wollte sich keine Rechenschaft darüber geben. Er wollte es hinnehmen als ein Schick-

sal. Er konnte nicht unterscheiden, ob die Farben und Massen, die er sah, im Netz seiner Fantasie oder auf der Leinwandfaser lebten. Sein Gemälde hieß: Der brennende Erntewagen: Durch den Nebel der Wiese schwankte die hohe Fuhr. Die Kuppel des Himmels darüber glühte und schmolz. Die Achse des Rades entzündete sich mächtig. Flämmchen hüpfen durch die Speichen, die sich andächtig drehen. Plötzlich stand eine rote Flamme über der silbergrauen Ernte.

Ulrich machte dies Bild zu seinem Abgott. Er redete sich vor, es sei der Anfang und Gipfel seines Schaffens. Er hütete es eifersüchtig und zeigte es kaum seinen Freunden. Es ärgerte ihn, daß die Sammlung seiner bisherigen Werke im Glaspalast einen falschen Eindruck von seiner Art vermitteln mußte. Er fuhr nach München, um Nachschau zu halten.

An einem dunstigen Nachmittag ging er zu der Halle. Arbeiter, die mit ihren Schulterflächen prahlten, rissen den Asphalt der Bahnhofstraße auf. Ein zäher Seergeschmack legte sich auf die Zunge. Die Gummireifen zischten, die Hupen gröhlten, das Geßlingel der Straßenbahn scholl, von der Hitze aufgesogen, matter.

Ulrich von Ebrach betrat das Riesengebäude, das außen spinnwebgrau und starr, innen von einem milchigen Lichte erfüllt war. Seine Schritte dämpfen sich unwillkürlich auf den Teppichen. Seine Blicke nahmen einzelne Farbenbüschel aus den Bilderrahmen, ohne den Sinn des Ganzen festzuhalten. Als er durch den Raum der Romantiker kam, hielt er inne und verweilte vor der großen Stille Kaspar David Friedrichs. Beruhigung wollte sich in seine Seele legen, die er mißtrauisch abschüttelte. Sein anfänglich inniges Gesicht verzerrte sich zu einem bitteren Grinsen. „Der ist ohne Umfassung, der ist zeitlos.“ Dann hastete er, leise durch die Zähne pfeifend, weiter und als er in den Saal kam, der seinem Schaffen vorbehalten war, ließ er sich auf eine blaugepolsterte Bank nieder und schloß die Augen, ohne sich umzusehen. Das tat gut. Er horchte auf die Stimmen und Urteile der Vorübergehenden, als ginge das nicht ihn an, sondern einen Unbekannten. Plötzlich gab er sich einen Ruck und öffnete alle Sinne. Nun mußte er trinken, Zug um Zug, den Wein, den er selber aus der Traube seines Lebens gekeltert, Beere um Beere. Er schmeckte ein tödlich Kühles Feuer; je länger er schlürfte, desto selbstverständlicher und schaler wurde der Trunk. Er verzog die Lippen: Nun kam die Hefe, das Genug und war doch kein Genügen. Hatte seine Kunst ihn gewandelt zum Helden oder zum Halbgott? Er war geblieben, was er immer gewesen war, ein edler, schöner Genießer. Also war sie nichts wert, denn Kunst ist der Scheiterhaufen, auf dem sich der Künstler verbrennt, um als Unsterblicher hervorzugehen. Meister Ulrich von Ebrach fing an sich zu hasen.

Und sein letztes Gemälde: Der brennende Erntewagen? War das nicht die Wunderflamme, die aus dem zinnernen Becher seines Lebens schlug? Was hatte er mit dem

Zeug zu tun, das die Leute hier als sein Eigentum und seine Größe herumreicheten? Er mußte alles verleugnen, austilgen. Er mußte das jüngste Bild allein anerkennen, in die Mitte hängen, zwischen diese sanften Nichtigkeiten. Schon wollte er triumphieren. Aber hatte er es denn wirklich geschaffen, das Endgültige, Elementare? Eristierte es etwa nur in seiner Fantasie? Er konnte sich auf diese Frage nicht antworten und fing an zu bohren. Der Gedanke wuchs in ihm hoch: „Alles ist Eitelkeit und Täuschung, das Opfer allein gilt. Dein Volk bedarf des Opfers und glaubt nur an den Schaffenden, der sich selber hingibt für sein Werk. Wenn du verachtest, was du je zu Ende gebracht und liebst, was du nie vollendet, — verzehre dich! Sei Opfer!“ Während Meister Ulrich stand und sein ganzes Wesen gekreuzigt war, sich bäumte an dem Marterholz, an das er sich selbst genagelt, lief der Wärter, mit der Glocke himmelnd durch die Gänge. Die Zeit war abgelaufen und die Besucher strömten zum Ausgang. Die Geräusche entfernten sich wohltuend. Ulrich zögerte. Er schien kalt und ohne besondere Absicht. Spielerisch zog er eine Zigarette aus dem Lederetui, zündete sie an, zog den feinen Duft und erinnerte sich, daß hier rauchen strengstens verboten sei. Er blickte sich ängstlich um, tat noch ein paar Züge und versteckte kindlich lächelnd den glimmenden Stummel zwischen die Polster der Ruhebänk, auf der er vorher gesessen hatte. Dann ging er eilig hinweg.

Der Glaspalast brannte in der Nacht bis aufs Eisengerüst herunter. Der Meister Ulrich von Ebrach, dessen Lebenswerk vollständig vernichtet wurde, erschien an der Brandstätte und wurde, wie die Zeitungen meldeten, infolge des Unglücks, das ihn betroffen hatte, irre. Er behauptete, der Verursacher des Brandes zu sein und redete von jenem Bilde in der Mitte des Glaspalastes, aus dem der Funke gesprungen sei: Ein brennender Erntewagen unter dröhnender Wolke, ein göttliches und satanisches Feuer, das im Blut der Künstler nie verlösche.

Anm. d. Schriftl.: Demls „Brand im Glaspalast“ geben wir aus dem in unserem Oberschlesier-Verlage / Oppeln erschienenen romantischen Almanach „Aurora“, Bd. II (Jahrg. 1932, Preis 3.— RM.) wieder. Der Almanach bringt auf 100 Seiten, in bester Ausstattung und mit Bildern geschmückt, in erster Reihe Aufsätze über Eichendorff und sein Werk, darüber hinaus auch Beiträge zur deutschen Romantik überhaupt, so neben der vorstehenden dichterischen Gabe von Friedrich Deml auch einen Bericht über den Brand des Münchener Glaspalastes am 6. Juni 1931, dem so viele wertvolle, unersehbliche Bilder der deutschen Romantik zum Opfer fielen. Der Almanach „Aurora“ ist gleichzeitig die Jahresgabe für die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung, die vornehmlich der Erforschung der Romantik und der Pflege der Eichendorfferinnerungen dient. Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören an Oberstleutnant a. D. Karl Freiherr von Eichendorff, Oberpräsident Dr. Lukaschek und Rektor Karl Szodroff. Die Mitgliedschaft wird durch einen Jahresbeitrag von mindestens 3.— RM. erworben, der auf das Postcheckkonto Deutsche Eichendorff-Stiftung, Oppeln, Postcheckamt Breslau 27669 einzuzahlen ist. Die Anschrift der Stiftung lautet: Oppeln, Eichendorffstr. 14.

## Der Abend flammt . . .

Von Maria Anders

Der Abend flammt in violetter Golde,  
aufbrennt ein tönend Tor zu großem Traum . . .  
— Weggras und Ahren, Baum und Blütendolde  
umstarren kalt und ohne alles holde  
Vertrautsein ungeliebten, fremden Raums.

In namenloser Einsamkeit versunken,  
schweigt meines Wanderlebens letzter Laut:  
und leise fühle Funken ich um Funken  
verlöschen — wie der Sterne sprühend Prunkten  
in fremdem Tage müde wird und taut.

Du Tor im Abend! Tiefvertrautes Rufen,  
das meiner Sehnsucht letzten Flug bestimmt, —  
vergieß dein Gold zu blanken Brückentufen  
— wie gnädige Träume sie mir schimmernd schufen —  
davon mich jede heim zur Heimat nimmt!

## Abendhimmel

Von Maria Anders

Der Abendhimmel lächelt überm Thal,  
das ganz verloren schon in Nebeln dämmert,  
so wie ein großer, leuchtender Opal,  
vom Horizont getragen wie von Stahl,  
zu edlem Traumdienst silberhell gehämmert.

Wie tausend Wunder einen Märchensaal,  
so füllen aller Farben Kostbarkeiten  
den großen runden leuchtenden Opal — —  
(Die Menschen sagen, Unglück, Neid und Qual  
soll dieses Steines fließend Spiel bereiten . . .)

Ach, bliebe meiner Seele eine Wahl,  
sie wollte auf in jene Höhen steigen,  
als kleinster Glanz im leuchtenden Opal  
aufschimmernd, Schönheit glühen und dann sah  
und selig still sich dem Verlöschen neigen.

## Zum 11jährigen Gedenken der oberchlesischen Volksabstimmung

Im vorigen Jahre anlässlich des 10jährigen Gedenkens der oberchlesischen Volksabstimmung vom 20. März ist auf das Unrecht, das man Oberschlesien durch die Fälschung des deutschen Abstimmungserfolges und die unvernünftige Teilung des Landes zufügte, in gewaltigen Rundgebungen von neuem hingewiesen worden; und wenn auch nicht jedes Jahr diese Rundgebungen sich in einem so großen Rahmen werden halten können, so ist es doch notwendig, daß wir nicht müde werden, immer und immer wieder den oberchlesischen Fehlspruch zur Wiedergutmachung anzumelden.

Im vorigen Jahre war „Der Oberschlesier“ mit zwei eigenen Erinnerungsbüchern hervorgetreten, die über den Tag hinaus ihre Bedeutung behalten dürften, mit dem Werk „Volk unterm Hammer“ von Alfons Handak und dem März-Sonderheft „Das Erlebnis der oberchlesischen Volksabstimmung“.\* In diesem Jahre möchten wir wenigstens auf ein neues wichtiges Quellenwerk über die Abstimmungszeit hinweisen, nämlich auf die fleißige und aufschlußreiche Arbeit von Dr. Rudolf Vogel „Deutsche Presse und Propaganda des Abstimmungskampfes in Oberschlesien“ (182 Seiten, Druck der Oberschlesischen Zeitung in Beuthen).

Man könnte meinen, eine Zeitspanne von 11 Jahren, die uns jetzt von dem oberchlesischen Abstimmungskampfe trennt, sei noch zu kurz, um Endgültiges über jene große und folgenschwere Schicksalsstunde auslagen zu können. Solche Bedenken werden jedoch aus anderen sehr gewichtigen Gründen hinfällig.

Die Zahl der Augenzeugen wird immer kleiner und vieles, was damals vor 11 Jahren gelebt und gestritten wurde, stirbt mit den Menschen weg. Schon jetzt ist es schwer, oft nicht mehr möglich, das Aktenmaterial und sonstige Quellen lückenlos zusammenzubringen. Viele der damals in Massenauflagen erschienenen Druckschriften sind bereits heute kostbare Seltenheiten geworden, auch deshalb, weil das schlechte Papier der damaligen Inflationszeit schnell vergilbt und verfällt. Vergessen wir auch nicht, daß die Tatsachen und Lehren der oberchlesischen Abstimmungszeit uns bitter nottun, um eine lebendige und erfolgreiche Werbung für Oberschlesien ins Werk zu setzen und den politischen Kampf der Wiedergutmachung des Unrechtes mit Erfolg zu führen. Es ist das große Verdienst der Oppelner Handelskammer und ihres Leiters, des um das Deutschtum Oberschlesiens und die deutsche Abwehr hochverdienten Landgerichtsrats a. D. v. Stoeplaus, wenigstens das wichtigste Material aus der Abstimmungszeit systematisch gesammelt und geordnet zu haben. Es ist weiterhin eine Pflicht der Stunde, wenn jetzt ein oberchlesischer Historiker im Auftrage der Reichsregierung an die wissenschaftliche Erforschung der Abstimmungszeit herangegangen ist und wenn auch außerhalb Oberschlesiens deutsche Historiker sich mit dem Problem dieser oberchlesischen Notjahre kritisch befassen. Die Arbeit von Rudolf Vogel, seine Doktor-dissertation, ist ein guter Auftakt.

Das Werk von Vogel gibt zunächst eine Soziologie Oberschlesiens (Die Bodenverteilung — Arbeiterpsychie — Kommunalverwaltung — Staatliche Fürsorge — Schul- und Sprachpolitik —

\* Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln. „Volk unterm Hammer“, geh. 2,— RM., gebd. 3,— RM. — „Das Erlebnis der oberchlesischen Volksabstimmung“ 1,50 RM.

Rudolf Vogel widmet sein Werk einigen Führern im obereschlesischen Abstimmungskampf: Dr. Lufaschek, Dr. Spieker, Prälat Ullrich und Dr. Urbanek. Damit ist gleichzeitig seine Grundeinstellung zu den Ereignissen jener Tage gegeben; doch ist Dr. Vogel dabei immer kritisch auch gegen den eigenen Standpunkt und vornehm und anständig in der Haltung gegenüber anderen Richtungen. Bei einer Neuauflage wären hin und wieder an und für sich kleine und für das Gesamtwerk belanglose Einzelheiten zu berichtigen.

168

über den Tag hinaus entwickelten. Sein Standpunkt berührt sich darin ganz besonders nahe mit den Aufgaben unseres „Oberschlesiens“, die Dr. Vogel klar sieht und mit innerer Anteilnahme herausarbeitet. Es ergibt sich daraus die Mahnung an die für Oberschlesien Verantwortlichen, solche bodenwüchsige Heimatarbeit und Heimatwerke auch weiterhin pfleglich fördern zu helfen. Was uns im Grenzland Oberschlesien am meisten geschadet hat, das ist ja der Zickzackkurs, das Hin und Her der Maßnahmen, das Fehlen einer geraden Linie und einer festen Selbstsicherheit, die sich durch Vorschläge zu Doktor-Eisenbart-Kuren und geistreichende, landschaftsentwurzelte Besserwesser und „Retter Oberschlesiens“ vom Asphalt her nicht irre machen läßt.

Karl Czgodroß.

## Der Waldfahrer stimmt seine Frühlingsflöte

Von Victor Kaluza

1

Der rosige Regenwurm,  
der Tiefe entstiegen,  
lief blau an.

Aber am Rande der Dichtung  
sonnt sich der Fuchs.  
Es quirlt seine Lunte  
schon lenglische Luft.

2

Eine Hasel  
kniert am Bach,  
wartet, daß es wehe.

Frühlingswunder,  
so geschehe.

Eine Amsel schrillt,  
aus den Blütenraupen quillt  
erlöster Same.

3

Eine graue Wolke  
riecht noch nach Schnee.

Aber die Birke  
sprang auf die Wiese im Negligé.

Ein Habichtspaar  
juchzt hoch im Blau.

O Habichtsmann, o Habichtsfrau,  
der ich durch Dorn und Distel krench,  
beneide euch.

## Zu Kosjans Oberglogauer Heimatbuch

Von Dr. Ernst Lasowski

Friedrich Stumpes Bächlein über Karlsruhe\* war wohl eines der ersten und gewiß erfreulichsten Versuche, das meist etwas hölzern und leblos wirkende Schema der sog. Führer zu durchbrechen. Dieses Buch liest sich wie eine fesselnde Novelle. Aus dem Führer durch die Heimat ist der lebendige und feurige Bekenner zur Heimat geworden. Heimatfreund und Künstler haben sich ganz durchdrungen und haben für das, was sie uns sagen wollen, neue und eigene Ausdrucksformen geschaffen. Gerade Oberschlesien, das wirklich nicht an allzu großer Selbstüberschätzung leidet, braucht solche Bekenntnisse zu seinem eigenen Wesen und Art.

Ich weiß im Augenblick nicht, ob auch noch andere Heimatführer ähnliche Wege gegangen sind. Ganz sicher aber wird man den eben erschienenen „Führer durch das schöne Oberglogau“ von Alfred Kosjan (Verlag E. Kadek, Oberglogau) zu dieser von einem neuen Geiste erfüllten und von Künstlerhand geformten Führerliteratur rechnen dürfen. Diese Zeilen sollen nicht eigentlich eine Besprechung des Kosjanschen Buches sein, sondern sie wollen nur der herzlichsten Freude Ausdruck geben, daß wieder eine feine und kundige Hand und — wie es im Untertitel heißt — den „Sinn“ einer oberschlesischen Stadt erschlossen und gedeutet hat.

Was weiß die Allgemeinheit von Oberglogau? Mancher wird sich wohl, wenn er vom Zug aus die Türme und Dächer der alten Pfaffenstadt sah, gedacht haben, daß diese feingegliederte und reizvolle Silhouette das sichtbar gewordene Symbol und Echo einer stolzen Vergangenheit sein müsse. Und wen der Weg zufällig einmal durch Oberglogau führte, der ist sicher betroffen gewesen von dem Zauber mancher Stadtbilder. Jedenfalls werde ich niemals den Eindruck vergessen, den der beschneite Ring mit seinen barocken Giebeln, seiner Mariensäule und dem köstlichen Renaissance-Rathaus in einer Winterabendstunde auf mich machte.

Nun habe ich an der Hand des neuen „Führer“ die Oberglogauer Landschaft und Geschichte durchwandert, habe Kirchen und Kapellen, das Schloß und manche Bürgerhäuser kennen gelernt. Ich muß sagen, es war wie eine Entdeckungsfahrt in ein unbekanntes Land. Wer weiß denn, daß dieses stille und etwas abseitige Städtchen einst ein Zentrum der oberschlesischen Barockkultur war? Wer kennt die großen Gestalten aus der Geschichte dieser Stadt, den unermüdlichen Prälaten Borek, den genialen Meister Sebastini und manchen frommen und Kunstfördernden Herren aus dem Geschlecht der Reichsgrafen von Oppersdorf? Die Oberglogauer Pfarrkirche ist unbestritten eine der schönsten und interessantesten Kirchen Oberschlesiens. Die Kunst der Oberglogauer Goldschmiede war einst weit bekannt. Aus der Hofdruckerei gingen im 17. Jahrhundert prächtige Werke und Kupferstiche hervor. Das Oberglogauer Schloß übertraf, wie der Verf. mit Recht sagt, fürstliche Residenzen. Schon die Schweden bewunderten die prachtvollen Stuckarbeiten. Die Bibliothek und der Theatersaal waren Kleinodien barocker Raumkunst. Die Renaissanceportale suchen in ganz Schlesien ihresgleichen. Dieses Schloß sah Kaiser und Könige als Gäste. Die gräfliche Hofkapelle durfte vor Beethoven spielen, und der große Meister dankte durch eigenes Spiel. Welch glanzvolle Welt ist für immer verschwunden!

Kosjan hat die Gabe, diese längst versunkene Welt wieder vor uns erstehen zu lassen und längst verblichene Gestalten wieder zu atmendem Leben zu beschwören. Er hat diese Gabe, weil er selbst ein Künstler d. h. ein schöpferischer Mensch ist. Unter den Händen solcher Menschen, die Heimatforscher und Künstler zugleich sind, verliert die Geschichte alles Dürre und Antiquarische. Sie erhält eine innere Leuchtkraft und wird nach Goethes Wort „zum farbigen Abglanz“ des Lebens. Die Geschichte einer Stadt ist dann nicht mehr eine Anhäufung trockener

\* Führer durch Bad Karlsruhe N/C. und seine romantische Vergangenheit. Verlag L. Heege, Schweidnitz. Preis geh. 0.75 RM., geb. 1.20 RM.

Daten, Namen und Tatsachen, sondern ein organisches Ganze, durchpflast von dem Fühlen, Denken und Wollen, von den Sehnsüchten und Hoffnungen, von Glück, Leid und Not lebendiger Menschen. Vergangenheit wandelt sich in Gegenwart, und wir Heutigen fühlen uns beim Lesen eng verbunden mit all den Namenlosen, die vor Jahrhunderten in den Häusern dieser Stadt geboren wurden und starben. Denn in allen Wechsellern der Geschichte, in allen Wirbeln des Geschehens bleibt nur eins konstant: der Mensch.

Man darf die Bürger von Oberglogau beglückwünschen, daß sie einen so kenntnisreichen und feinsinnigen Interpreten ihrer heimatlichen Landschaft gefunden haben. Das Büchlein wird der Stadt viele neue Freunde werden. Es zeugt auch von einem starken Glauben an geistige Werte, daß der Verfasser und der Verlag es gewagt haben, trotz der ungeheuren Zeitröte das Buch gerade jetzt herauszubringen. „Die Erfolge der Väter“ — so begründet der Verfasser selbst dieses Wagnis — „richten uns auf und lassen uns vorwärts streben trotz allem, was geschieht“. Sehr sympathisch berührt es, daß der Verf. ausdrücklich allen dankt, die durch ihre eigenen Forschungen und Arbeiten diese zusammenfassende Darstellung ermöglicht haben. Er nennt vor allem die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des Oberglogauer Landes und ihren unermüdlichen Leiter Rektor Strecke. Er vergißt aber auch nicht zu erwähnen, daß es nur durch den Eifer und die Opferwilligkeit der heimatlichen Buchdruckerei E. Kadek möglich war, das Buch in einem so schönen, klaren Druck und in so prächtiger Ausstattung zu einem erschwinglichen Preise erscheinen zu lassen. Auch die guten Bildbeilagen sind das Werk des einheimischen Photographen Dietrich.

So spiegelt das Buch nicht nur die vergangene Geschichte, sondern auch den gegenwärtigen Gemein Sinn einer Stadt wieder. Der Bürgermeister hat dem neuen Führer freundliche Worte auf den Weg mitgegeben, und der gegenwärtige Schlossherr leitet den Text mit einem stimmungsvollen Gedicht ein. Die Umschlagszeichnung mit ihren schönen Lettern und dem wohlthuenden Zusammenklang von Grün, schwarz und Gold stammt ebenso wie die hübsche Schlußleiste von der Hand des Verfassers.

Graf Wilhelm Hans v. Oppersdorff hat mit seinen Versen vielleicht am treffendsten den Sinn solcher Heimatbücher umschrieben:

Wo Fleiß und Frohsinn, deutsches Fühlen,  
Jahrhundert alt, alltöglich sich verjüngt —  
Da bist du, Heimat, die mein Herz beschwingt.

## Paul Fechters Roman „Das wartende Land“

von Rudolf Fißel

Da lebt ein Mann mitten in der Hölle des Betriebs, ist Feuilletonchef einer großen Berliner Tageszeitung und einer der gefürchtetsten Theaterkritiker Berlins und findet trotzdem noch Zeit, Ruhe und Kraft, einen solchen Roman zu schreiben, in dem nicht der geschäftige Lärm regiert, sondern die schaffende Stille, der eine heitere Gelassenheit ausströmt und eine erdverbundene Raumhaftigkeit! Das ist eine erstaunliche Tatsache, die sich nur dadurch erklären läßt, daß Fechter, wohl seit Jahrzehnten in Berlin lebend und wirkend, niemals Großstädter, d. h. Asphaltmensch geworden, sondern Ostpreuße, Kind des Landes an der Nogat und am Frischen Haff geblieben ist. Es braucht nicht der schönen Worte Joachims von der Goltz, die Fechter als Motto seinem Werk vorangefügt hat, um uns bewußt werden zu lassen, daß dieser Roman gerade durch seine Schlichtheit ein ergreifendes Zeugnis der Heimatsehnsucht ist eines Mannes,

\* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

der in schicksalverhafterer Fremde immer noch der Stunde harret, da er heimkehren darf in das Land seiner Väter, das ruhevoll auf ihn wartet.

Gechter schreibt die Geschichte seiner eigenen Jugend. Immer tiefer ist der Fünfzigjährige hinabgestiegen in die Vergangenheit bis in die frühesten Jahre seiner Kindheit wie in ein heilendes und verjüngendes Bad. So ist es zu verstehen, das jede kleine Einzelheit ihm wichtig genug erscheint, um sie mit stillem, versonnenem Lächeln ans Licht zu heben. Der Kritiker allerdings findet den Roman ein wenig zu breit angelegt, manche Details hätten übersprungen werden dürfen, um dem Leser den Blick freizuhalten für das, was den überpersönlichen, volkhaften Wert des Romans ausmacht.

Denn „Das wartende Land“ ist ein Roman des deutschen Ostens. Ostdeutsche Landschaft nimmt erdhasste Gestalt an, jener Teil des ostdeutschen Raumes, wo vor Jahrhunderten deutscher Kolonisationsdrang und zäher Aufbauwille die stolzen Quadern der Marienburg und die Mauern der ostpreussischen Städte emporgetrieben hat. Und jedesmal, wenn der Verfasser seinen kleinen Helden Ludwig Drems aus dem bisweilen ermüdenden Entwicklungsablauf der Jugendjahre in die Landschaft seiner Heimat entläßt, wird der kultivierte Schriftsteller Paul Gechter zum Dichter. Da fängt die immer wohlabgewogene Sprache an zu tönen und schwingt im Rhythmus der Landschaft, die wundervoll klar vor unserm inneren Auge sich breitet, die weiten Ebenen, die sanften Hügel, die Wälder und Seen und das schimmernde Haff im bunten Wechsel der Jahreszeiten. Der Roman ist ferner ein Buch des ostdeutschen Menschen mit seinen Vorzügen und Schwächen. In prachtvoller Gegenständlichkeit gleiten mehrere Generationen ostpreussischer Menschen an uns vorüber. Da ist vor allem der Urgroßvater, in dessen Gestalt der Verfasser in überaus glücklicher Weise die robuste, niemals niederzuringende Kraft ostdeutscher Landschaft und Volksseele symbolhaft gebannt hat. Da sind die mannigfaltigen Gestalten der Gutsbesitzer, Handwerker, Deichwärter, Lehrer, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen jeden Alters, die in ihrem Wesen das ostdeutsche Antlitz in allen seinen Zügen widerspiegeln. Und Gechter findet immer wieder, vor allem durch den Mund jenes Urgroßvaters, mahnende und richtende Worte für die Schwächen des ostdeutschen Menschenschlages in seinen letzten Generationen, für das Nachlassen des kolonisatorischen Kampfgeistes, für die Unzufriedenheit mit dem Grenzmarklos, für das sehnstichtige Hinüberblicken und Hinausverlangen nach dem Reich, wo alles viel schöner und besser sei als in „dem toten Winkel, in dem die Wölfe sich Gutmacht sagen“. Nirgends mehr als an diesen Stellen wird der Roman in bedeutsamem Sinne zeitgemäß, richtungsgebend auch für uns Oberschlesier. Wie verwandt berührt uns beispielsweise dieses immerwieder hervortretende Minderwertigkeitsgefühl, das ständig geneigt ist, die eigene Leistung geringer zu schätzen als die der Brüder „im Reich“. Da heißt es von Felix Dahn, der damals in Königsberg als Professor lebte: „Es wurde Ludwig schwer, sich vorzustellen, daß es hier im Osten Männer gäbe, die Bücher schrieben, die andere druckten und lasen. Es hatte sich bereits die Vorstellung in ihm festgesetzt, daß alle diese Dinge im Reich gemacht wurden und von dort herüber hier nach draußen in den „toten Winkel“ kämen, wie der Vater sagte. Unvermerkt sank ein bißchen seine Achtung vor dem Mann, seit er wußte, daß er hier unter ihnen lebte“. Das Land aber harret stumm in seiner herben, keuschen Verhaltensweise, gleichsam mit schweigenem Mund, wie jene köstliche Mädchengestalt in dem Roman, und wartet darauf, daß die Menschen sich wieder auf ihre Heimat besinnen, daß sie zu ihr zurückkehren, sie mit neuer Liebe erfassen und sie schützen gegen die dunklen Gewalten, die von außen her immer näher gegen sie anrücken. Ohne daß ein einziges politisches Wort fällt, wird der Roman so zu einem bitterernsten Heroldsruf für den deutschen Osten, der in Gefahr steht, allmählich dahinzusterben, wenn der deutsche Kolonisationswille und mannhafte Ostmarkenstolz früherer Jahrhunderte nicht noch in später Stunde wiedererwacht. In diesem Mahnruf vor allem liegt der hohe Wert des Buches beschlossen.

# Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

3. Jahrgang

1934

Heft 8/12

Freiherr, 26. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für obererschlesische Volkskunde. — Büchs, Zur Pflesser Volksmedizin. — E. Grabowski, „Die wird auch noch die Dومتreppen kehren müssen“. — Krause, Einige interessante Flurnamen in Oberschlesien. — Hoffmann G., Stammbuchverse vor 90 Jahren. — Mende, Abzählreime aus Beuthen. — Chrobok, Das Kraut als Volksnahrung. — Büchs, Auflegen von Tüchern. — Haroska, Von der Kartenlegerin. — Krause, Volkskundliche Literatur über Osterschlesien. — Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1931.

26. Sitzung der Beuthener Arbeitsgemeinschaft für obererschlesische Volkskunde  
Im Raume der Beuthener Stadtheimatstelle fand am Montag, den 5. Oktober 1931 eine Zusammenkunft von Mitgliedern der Beuthener Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde statt. Der als Gast anwesende stud. paed. Kalisch berichtete zunächst über die Dorfwoche in Himmelwitz, in der in strenger Schulung einer modernen Dorfforschung soziologische Gegenwartskunde getrieben wurde. Weniger Wert ist zwar auf die Beachtung der volkskundlichen Überlieferung gelegt worden, doch haben die bisherigen Studien die bereits eindeutige Struktur einer derartigen Dorfgemeinschaft erkennen lassen. Wenn man auch diese Dorfsiedlung mit ihrer bäuerlichen Kultur und der Einwirkung eines Zisterzienserklosters nicht als einzigen Typ eines obererschlesischen Dorfes auffassen darf, so sind doch Normen vorderhand schon gefunden worden, an denen man messen kann. Mittelschullehrer Kozias sprach dann über die Methodik der volkstümlichen Pflanzennamenforschung und legte die dafür in Frage kommende Literatur vor, unter der besonders die Arbeiten von Margell zu erwähnen sind. Das in verschiedenen ober-

schlesischen Volksliedern Erwähnung findende Rosmarin, das früher an Stelle der Myrte in Oberschlesien vielfach Verwendung fand, ist nicht, wie allgemein angenommen wird, eine Volkspflanze der Slawen, sondern seine Volkstümlichkeit in Oberschlesien ist auf süddeutsche Einflüsse zurückzuführen. Über den Namen „Rosengasse“, der nicht nur in Beuthen auftritt, sondern auch in Oppeln, Ziegenhals, Patschkau usw. vorhanden war, berichtet Lehrer W. Krause. Diese Straßenbezeichnung deutet mit ihrem schönen poetischen Namen keineswegs darauf hin, daß an diesen Orten — gerade diese Rosengassen sind meistens eng, finster und schmutzig — etwa Rosenzucht getrieben wird. Vielmehr ist diese Namengebung euphemistisch gedacht. Schon Gustav Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit auf diese Deutung hingewiesen. Nichts damit zu tun hat der Stadtname Rosenberg; auch unser Roßberg („Rosenberg“) gehört in diese Gruppe. Leider ist eine endgültige Deutung dieser beiden Ortsnamen bisher noch nicht möglich gewesen. W. Krause macht den Vorschlag, im Rahmen des Naabe-Jahres in dieser oder jener obererschlesischen Stadt eine „Eperlinggasse“ einzuführen. Mittelschullehrer Bolik nahm sodann Stellung zu

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln O.-S. / Schriftleitung dieser Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O.-S. / Museum.

den Ausführungen von Prof. Schwarz / Prag über „Mundartliche Rückzugsgebiete im ost-mitteldeutschen Raume östlich der Elbe“ und brachte Richtigstellungen und weitere Beispiele aus dem Leobschüger Dialektgebiet. Aus der Tradition ist noch heute bekannt, daß Leobschüger im regen Handelsverkehr mit der Zips gestanden haben. Trotz einiger kleiner Vorarbeiten mußte die Rostenthaler Mundart im größeren Umfange einmal wissenschaftlich bearbeitet werden. Lehrer Chrobok sprach im Anschluß an seine Reise nach Reichenhall über die eigentümliche Verwendung von Leichenbrettern zur Aufbahrung von Toten. Die Verwendung des Leichenbretts kommt aus den alpinen Gebieten und hat in Oberschlesien nach W. Krause's Forschungen wohl seine östlichste Verbreitung gefunden. In unserem Grenzgebiet war der Brauch nur noch sehr vereinzelt festzustellen gewesen. Auf die musikalische Seite der Volksliedforschung, die bisher in Oberschlesien noch nicht recht zur Geltung kam, wurde von Akademiedozent Perlick besonders aufmerksam gemacht. Vorbildlich führt in die heimatischen Probleme eine vorgelegte Arbeit von P. Schmidt ein, die im Archiv für slawische Philologie enthalten ist. Vor allen Dingen wurde der Kreis Neustadt von diesen Gesichtspunkten aus durchforscht und hier versucht, das Verhältnis zwischen deutscher und slawischer Melodie zu klären. Am Schluß wurde eine Reihe farbenfroher Brustbilder oberschlesischer Bäuerinnen, die von H. Grabowski in Öl gemalt wurden, vorgelegt. Man sprach sich dahin aus, daß für die trachtenkundliche Abteilung eines volkstümlichen Museums doch das Sammeln photographischer Unterlagen für Forschungszwecke geeigneter sei. Auch von der Herausgabe eines Sonderheftes von seiten des „Oberschlesiens“, in dem die volkstümlichen Beziehungen, die im Handwerkerberufe liegen, zum Ausdruck kommen sollen, wurde Kenntnis gegeben.

## Zur Volksmedizin

Von Georg Büchs

Der Wichtel- oder Weichselzopf. Nach langen Krankheiten bekommen Frauen oder Mädchen den Wichtel- oder Weichselzopf. Das Haar knotet sich so zusammen, daß es

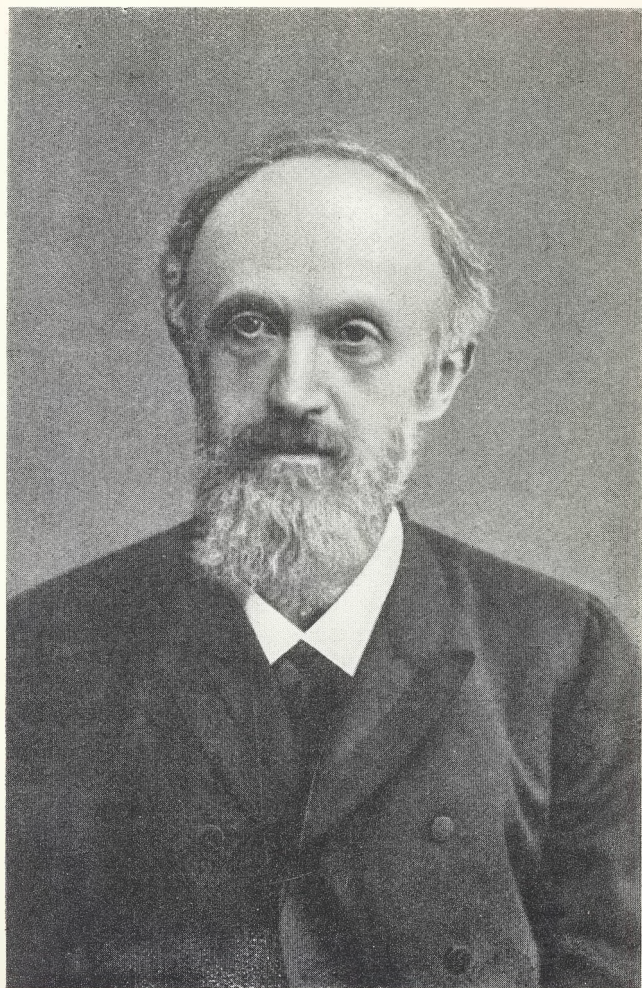
nicht mehr aufgekömmt werden kann. Man darf den Wichtelzopf nicht abschneiden, sondern muß warten, bis er selber abfällt. Als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Pfarrkirche in Pleß eine Gruft geöffnet worden ist, fand man daselbst eine Menge abgefallener Wichtelzöpfe. Sie wurden von den geheilten Personen durch ein Fensterchen in die Gruft geworfen, damit die Krankheit nicht wiederkomme. Jedem Wichtelzopf aber wurden einige Geldmünzen beigelegt. (Obige Mitteilung stammt von Gutsbesitzer Bez aus Pleß.)

Blut eines Hingerichteten gegen Krämpfe. Die letzte in Pleß hingerichtete Person war eine Frau, die ihr Kind ermordet hatte. In dem Augenblick, als der Kopf vom Rumpfe getrennt wurde, lief ein Mädchen hinzu, um von dem Blute der Gehenkten zu trinken. Das Mädchen litt an Krämpfen und wollte durch das Bluttrinken geheilt werden. Das mit Blut besudelte Gesicht machte einen furchtbaren Eindruck. Einige glaubten, die Delinquentin sei dem Scharfrichter davongelaufen, er habe den Hieb schlecht ausgeführt und die Verurteilte nur verwundet. (Obige Mitteilung stammt von Gutsbesitzer Bez aus Pleß.)

Menschen- und Hundefett als Heilmittel. Bei der am 9. 6. 1729 in Pshaw, Kr. Rybnik stattgefundenen Inquisition zur Feststellung, ob das Pshower Marienbildnis wundertätig sei, hat der 80 Jahr alte Doktor Anton Gajdaczek aus Kranowitz u. a. ausgesagt: „Ich gebrauchte verschiedene Arzneien und Salben und trank Menschen- und Hundefett, das ich vom Troppauer Scharfrichter gekauft habe“. — Original in polnischer Sprache. Chronik von Pshaw, verfaßt von Paul Skvara und August Wolczynk. 1862 Krummer Rybnik.

„Die wird auch noch die Domtreppen kehren müssen . . .“

Die Redensart war früher sehr verbreitet. Von allzu lebenslustigen Mädchen, die viel liebten und den Spiegel und den Tanzboden besser kannten als Kochlöffel und Küche, hieß es allgemein: „Die wird auch noch die Domtreppen kehren müssen!“ (Näher und darüber hinaus



*M. Traube.*

in Wien bekannt) oder auch: „Die wird noch den Kirchturm waschen“ (Patschkau). In Breslau heißt es: „Wenn die nicht auch die Brücke fegen muß, lasse ich mich hängen“. Es ist hier die Brücke gemeint, die die beiden Türme der Magdalenenkirche miteinander verbindet.

Nach dem Volksglauben müssen hier die Seelen alter Mädchen, die im Leben Tanz und Freuden mehr geliebt haben als häusliches Glück, heute noch nachts 12 Uhr das Brücklein kehren. Öfter hört man auch den Ausspruch von Mädchen, die zu einer unliebsamen Ehe gedrängt werden: „Ehe ich den X heirate, will ich lieber die Dومتreppen kehren“.

Es ist vor einigen Jahren in der Zeitschrift „Oberschlesien“ die Frage aufgeworfen worden: Welche Bedeutung ist dem Ausspruch über das Kirchturmwaschen (Patschkau) zuzuschreiben?

Ich konnte die Sache damals nicht verfolgen, habe sie über anderen vergessen; so viel ich mich dessen erinnere, ist eine begründete Erklärung dafür nicht gefunden worden. Neulich hörte ich zufällig wieder einmal von der Sage in Breslau, nach der die Geister die Turmbrücke fegen müssen, und ich sann dem Ausspruch wieder nach, zumal er mir nicht fremd war von Kindesbeinen an. Hörte ich ihn doch vor Jahren sogar im Liede von den Lippen eines Dienstmädchens in Ratibor. Leider ist das Lied mir zum Teil entfallen. Es heißt (höchst einfache Melodie):

Mädchen, warum weinest du,  
Weinest du so sehr?  
Weinest du um dessentwegen,  
Weil du mußt die (Dom) Treppe fegen?  
Darum, darum weine nicht,  
Weine nicht so sehr.

Die nächsten Zeilen sind mir nicht mehr Erinnerung, nur die Schlusßworte:

— — — — —  
Wenn andere Mädchen Zucker naschen,  
Muß ich stehn und Bindeln waschen,  
Darum, darum weine ich,  
Weine ich so sehr.

Das Liedchen ist auch in der Gegend von Trebnitz bekannt. Es braucht kaum eine Erklärung. Ganz deutlich wird hier gesagt, daß das Treppensegen Schande bedeutet.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich hinter dem

weit verbreiteten Ausspruche einstige Kirchenstrafen für einen schlechten Lebenswandel vermute.

Es wäre interessant, wenn sich auch andere Stimmen dazu äußern möchten.

In den siebziger Jahren wurden Mädchen, die durch eigene Schuld unverheiratet blieben, durch Spottlieder verhöhnt; meist nur scherzhaft, wie mir erzählt wurde.

Elisabeth Grabowski. †

## Einige interessante Flurnamen in Oberschlesien

Von Walter Krause.

Bei nachfolgender Zusammenstellung ist eine Anzahl interessanter Flur- und ähnlicher Namen ausgewählt, vorzugsweise solche, die deutsch oder deutsch-beeinflußt sind. Seltsamerweise finden nämlich die deutschen Flurnamen in Oberschlesien viel weniger Beachtung als die slawischen, auch sie sollen aber gesammelt und erforscht werden. Erklärungsversuche werden z. B. angegeben, die endgültige Klärung muß Fachleuten überlassen bleiben. Wertvoll wäre die Mitteilung hier vorkommender und anderer Flurnamen durch den Leser, ein reiches Vergleichsmaterial kann der Wissenschaft unendlich viel helfen.

Sehen wir uns zunächst in den Städten um, so fällt uns zuerst der Name „Ring“ auf. Da er nie rund ist und im Mittel- und Westdeutschland immer „Markt“ heißt, glaubten ihn einzelne aus dem Slawischen herleiten zu müssen. Dann widersprechen neuere Forscher, es wäre in der Tat seltsam, wenn gerade das sichtbarste Zeichen einer deutschen Anlage durchweg einen slawischen Namen bekommen hätte. In einigen ober-schlesischen Städten gab es noch Salzringe (Rosenberg z. B. noch heute — früher Salzverkauf oder Haltestelle der Salzfuhrleute), in Bielitz gab es einen Pechring, in Neisse einen Größenmarkt, Gleiwitz z. B. hat einen (jüngeren) Roßmarkt. Auf dem Ringe standen außer dem Rathaus auch Kramhäuser, angeblich meist 12. Daran erinnerten die ehemaligen „Zwölf Apostel“ in Kreuzburg (nördlich von Pilgramsdorf, Kr. Pless, gab es „Sieben Kurfürsten“), auch Rathaus kommt als Beisernamen im Kreise Pless vor.

Unter den „Gassen“ gab es solche, die den Charakter einer Vorstadt hatten, z. B. die vollständig verschwundene „Stibelgasse“ von Ujest (auf Slawenküß zu), die seit uralter Zeit dem Oppelner Archidiacon gehörte (vgl. Welkel, Ratib. Archipr. 12/9 oder Jungniß) oder die Breite Gasse (Lata platea), heute Brunken bei Ratibor (daselbst S. 58/65).

Der Ratiborer Doktordamm ist ein seit 1755 „gedoekter“ Damm (nach Schaffer), Kreuzburg, hat einen Philosophengang. Über den Oppelner „Kaiserweg“ vgl. Oberschl. Heimat I, 59. Zu sammeln wären auch die früheren Gasthausnamen. Mir fiel beispielsweise der „Lekte Heller“ in Beuthen, Loslau, b. Vorwerk Carlau, Kr. Neisse, Riegersdorf, Kr. Pleß, einer zwischen Klischow und Sussch (Welkel, Sohrau, 353), dem gleichzustellen „Ostatni Grosz“ in Gznstoschau und sinngemäß auch die „Obłapianka“ in Myslowitz (vgl. Wirthshausnamen in „Deutsche Gauen“ XV, 110). Die Wiesen „Lester Pfennig“ um 1600 in Neustadt (Heimatbl. für den Kreis Neustadt, 1929, S. 2/4) sind vielleicht auch der Standort eines ehemaligen Gasthauses. Der „Jungfernhof“ und die Jungfernfelder in Ratibor haben ihre Namen von den Dominikanern erhalten, ähnlich erklären sich die sehr zahlreichen Pfaffenwiesen, -berge u. -teiche oder die Spitalacker, -plätze und -gassen. Die Fleischerwiesen in Ratibor haben eine Parallele in den Fleischerlöchern bei Buchelsdorf (Cod. dipl. 33).

Ein frühgeschichtlich bedeutsamer Ort ist der St. Margarethberg bei Beuthen, sein Name ist 1924 bis heut im polnischen Cuthali (Regest 2326) im deutschen schon 1354 Schottmansberg (Staatsarch. O/S. Landbuch 1538). Welcher Name nur Übersetzung ist, muß dahingestellt bleiben, die Bedeutung eines künstlich aufgeschütteten Hügels scheint beiden zugrunde zu liegen. Würzburg hatte in alter Zeit einen Schottenanger.)

Den gleichfalls in Beuthen vorkommenden Badynamen Iser hat bereits Dr. Beyersdorff/Beuthen als keltischen Ursprungs festgestellt. 1558/63 hieß eine Mühle bei Halbendorf, Kr. Oppeln, Nfermühle (Landbuch D 252 b).

Wydmuchowo bei Beuthen entstand aus dem deutschen „Widmut“, umgekehrt ist die „Plane“

bei Krappitz sicher auf „blonie“-Anger, Au, zurückzuführen. Ebenso scheinen mir die Beuthener Hundehufen (Gramer 48) nur eine Übersetzung eines ursprünglich slawischen Namens zu sein, vgl. Hundsfeld bei Breslau: Psiepole, 1723 „wpsipolu“ in Krascheow, Kr. Oppeln, Staatsarchiv Rep. 201 c B 4, S. 410 und 1650 in Gleiwitz den Psi Kierchow (Pfarrarchiv).

Viel geschrieben wurde schon ohne Enderfolg über die Breslauer Hummerei. Vielleicht kommen wir in O/S. noch auf eine andere Spur, bei uns gibt es eine Hummerei in Gr. Strehlig, die man von humulus-Hopfen ableitet (Schles. Geschichtsbl. 1917, S. 68).

Fortsetzung folgt.

## Stammbuchverse vor ca. 90 Jahren

Von Gustav Hoffmann

In meinem Besitz befinden sich Stammbuchblätter, die 1837 angelegt und bis 1869 fortgeführt zu sein scheinen. Ich gebe einige Verse mit der Jahreszahl der Eintragung. Die Blätter stammen aus Pleß.

Unter Rosen und Narzissen  
fließe sanft dein Leben hin,  
Freundschaft sei dein Wissen,  
Tugend deine Führerin. (1837)

Wenn sich Wolken türmen  
Und die Winde stürmen  
über deinen Kahn.  
Schieße ruhig weiter,  
Gott ist dein Begleiter,  
Der die Tugend nie verlassen kann. (o. J.)

Und welchen Wunsch soll ich dir  
Ins Buch der Freundschaft geben?  
In fünf Worten steht er hier;  
Wandle froh durchs Leben. (1838)

Versuche, verbanne, vertilge die Sorgen.  
Sei fröhlich am Abend und heiter am Morgen.  
Und denke zuweilen mit fröhlichem Blick  
An deine dich liebende Freundin zurück! (1844)

## С н б о л

Der Freuden viel,  
Der Leiden wenig; —  
Dies sey dein Loos.

Wenn ich einst im kühlen Grabe  
Jahre lang geschlummert habe,  
So lies diese Zeilen hier  
Und weis eine Thräne mir!

(1845)

Rosen, Veilchen, Nelken,  
Alle Blumen welken,  
Selbst Todtenkranz und Immergrün,  
Doch unsere Freundschaft  
Soll ewig blühn.

(1837)

Es blühe unter deinen Tritten  
Ein Blumen-Acker schön und dicht,  
Wo blaue Blümchen für mich bitten,  
Vergißmeinnicht!

(1837)

Ein jedes Blümchen, das, beperkt  
mit Thau, dein Finger bricht,  
Verwandle sich in deiner Hand  
In ein Vergißmeinnicht.

(1837)

Rosen, Veilchen, Nelken,  
Alle Blumen welken.  
Unsre Freundschaft ganz allein  
Soll in steter Blüthe sein.

(1838)

Es blüht dir nicht vergebens,  
Ein Blümchen auf der Flur.  
Benutz die Zeit des Lebens,  
Denn einmal lebt man nur.

(1863)

Wär ich ein Maler,  
So malt' ich dir ein Bäumchen.  
Wär ich ein Dichter,  
So dicht ich dir ein Räumchen.  
Da ich aber keins von beiden bin,  
So schreib' ich meinen Namen hin.

(1863)

Laß die Winde wehen auf des Lebens Bahn,  
Wenn auch Wogen stürmen gegen deinen Kahn,  
Schieße ruhig weiter, wenn der Mast auch bricht,  
Gott ist dein Begleiter, er verläßt dich nicht.

(1863)

Alle Steine auf den Straßen,  
sollen meine Zeugen sein,  
daß ich dich nicht werd' verlassen,  
tief bis in das Grab hinein.  
Auf diesem Grabstein sollst du lesen,  
daß ich dir bin treu gewesen.

(1863)

Wenn du einst in fernen Landen,  
an den Bach spazieren gehst,  
Und siehst ein Vergißmeinnicht,  
Pflück es ab und denk an mich!

(1863)

Kommst du einst zu meinem Grabe,  
wo ich meine Ruhestätte habe,  
o so schreibe in den Sand,  
Diese Freundin habe ich auch gekannt.

(1863)

Abzählreime aus Benthens  
Schulstraße und Alte Straße

1, 2, 3, 4  
Auf dem Klavier,  
Steht ein Glas Bier,  
Wer daraus trinkt,  
Der stinkt!

Pantoffel, Pantoffel,  
Der Himmel ist offen,  
Die Hölle ist zu,  
Der Teufel bist du!

1 . . . . 13  
Wie hoch steht der Weizen,  
Wie hoch steht das Haus,  
Und du mußt raus!

In einer Kammer  
Schlug ein Hammer,  
Sag, wie spät es ist!  
(z. B. die Zahl: 7 wird genannt,  
dann muß der 7. raus.)

Auf einer Wiese stand ein Baum,  
Dieser hieß: Appel-pappel-blätter-blüten-baum!  
Wer mir das nachsagen kam,  
Der kann heraus!

In einem kleinen Tintensaß,  
Saß ein kleiner Herkulas.  
Wie sieht er aus?  
(Farbenspiel).

Es hat einmal gebrannt,  
Da bin ich mitgerannt,  
Da kam ein Polizist,  
Der schrieb mich auf die List'.  
Drei Tage in das Loch,  
Und Apfel klau ich doch!

In einem kleinen Bäckerladen  
Ist ein kleines Kind geboren,  
Wie soll es heißen?  
Kumpelflasche, wer soll die Windeln waschen,  
Ich oder du, das kleine Kind bist du!

Mende.

## Das Kraut als Volksnahrung

Krautkuchen. Im Herbst vorigen Jahres lernte ich ihn in der Plessner Gegend bei einer aus dem Teschener Lande zugezogenen Familie kennen. Es war ein Streufelkuchen mit einer Füllung von fein geschnittenem gedämpften Weißkohl. Außer Zucker hatte dieses „Kraut“ nur Zucker und Zimt als Zutat und Gewürz, und war als Mittelschicht, die beim vertikalen Schnitt etwa den dritten Teil des Kuchens einnahm, in den Teig eingebettet.

Beigaben ins Krautfaß. In meiner Jugendzeit kamen, wenn Kraut eingestampft wurde, noch allerlei Beigaben ins Krautfaß. An erster Stelle waren es harte und unschmackhafte Äpfel, die im Winter, nachdem sie durchsäuert waren, von den Kindern als Leckerbissen verzehrt wurden. Dann kamen auch entschälte Krautstrünke hinein, die im Winter die Rolle der sauren Gurken übernahmen. Die Beigaben bewirkten, daß die Kinder die Arbeit des Krautholens, die im Winter keineswegs angenehm war, den Eltern gern abnahmen.

L. Chrobok.

## Auflegen von Luchern

Das Material stammt aus den Rezepten für Prinz Louis von Anhalt-Cöthen, die sich im Fürstlich-Plessischen Archiv befinden. Die Rezepte haben zwar ein Datum, doch keine Unterschrift.

12. 10. 1831. Das Tuch wird in die Kommode durch 4 Wochen aufgehoben. Es darf nicht zur Erde fallen, und nach Ablauf von 4 Wochen, d. i. den 9. November, wird es herausgenommen, in kaltem und lauem Wasser tüchtig ausgewaschen, das Wasser aber in den Ofen gegossen und das Tuch getrocknet zum anderweitigen Gebrauch zu nehmen sein.

14. 10. 1831. Das heute zubereitete Tuch muß über der Brust und Leib durch 2 Wochen getragen werden, Tag und Nacht. Zu dem Ende werden Bändchen angenäht, um das Tuch auf dem Rücken zusammenbinden zu können. Das Annähen der Bändchen aber muß nicht an der Ecke des Luches geschehen, sondern etwa 3 Zoll davon.

18. 10. 1831. Das Tuch Nummer 2 kann erst fünftage Woche ungenommen werden, zumal, da der Mond erst dann im Abnehmen sein wird. Es muß  $1\frac{1}{2}$  Woche, Tag und Nacht, getragen werden.

Das Tuch Nummer 3 ist in die Kommode zu legen und nach Ablegung des Luches Nummer 2 anzulegen und 3 Wochen en suite zu tragen. Dieses Tuch hat vortrefflich gedeutet.

27. 10. 1831. Das Tuch Nummer 3 ist um den Hals herum anzulegen, so wie die Frauen immer die Halstücher tragen. Das Tuch Nummer 2 aber bleibt vorn am Leibe. Das Tuch Nummer 1 ist in die Kommode aufzubewahren, daß es niemand berührt. Aus dem jüngst gezeichneten Planeten hat man gesehen, daß das Tuch Nummer 1 unter einem Jahre nicht aus der Kommode genommen werden darf, weil sonst die Krankheit dereinst wieder retour kommen könnte. Sollten sich Kopfschmerzen wieder einfinden, so muß das angeordnete Pflaster auf den Kopf gelegt oder wenigstens das Halstuch Nummer 3 über Nacht auf den Kopf gebunden werden.

28. 11. 1831. Das jetzt am Leibe befindliche Tuch Nummer 3 muß niedriger getragen werden, damit es die linke Seite über den Hüften gehörig mit bedecke. Das jetzt am Leibe befindliche Tuch Nummer 2 wird Donnerstag, den 1. Dezember, früh, abgenommen und in die Kommode unausgewaschen aufgehoben. Das neu zugerichtete Tuch Nummer 3 wird Donnerstag, den 1. Dezember, früh, tief unten an den Leib getan, so daß es die linke Hüfte mit umschließt. Das Kopftuch wird des Nachts bis Donnerstag ungenommen. Von da an wird es den Tag über am Leibe über dem Tuch Nummer 3 getragen, des Nachts aber wieder um den Kopf gebunden. Dies soll durch 2 Wochen fort dauern, daß am 13. Dezember die Wirkung aufhört. Vor dem 13. Dezember ist weiter zu reisen und das Tuch Nummer 2 mitzunehmen.

21. 12. 1831. Beim Tanzen muß das kleine Tuch am Leibe bleiben, das große kann abgenommen werden für die Stunden, wo getanzt wird. Die Haare nicht scheren lassen, bloß bei abnehmendem Monde.

Mitget. von Büchs / Pleß.

## Von der Kartenlegerin

Es gibt wohl selten eine Gegend, wo nicht eine Kartenlegerin, sog. Wahrsagerin, zu finden wäre. Kein Plakat, kein Firmenschild am Hause, gibt Kenntnis von der Stelle ihrer Tätigkeit. Von Mund zu Mund wird dieselbe weiter empfohlen und gelangt so den Interessenten zur Kenntnis. Es ist meistens eine Frau in älteren Jahren, möglichst korpulent, da dies mehr Eindruck bei ihrer Kundschaft verleiht. Ihr Arbeitszimmer ist mit einem Tisch, einigen Stühlen und meistens auch mit einem Sofa möbliert. Über dem Tisch hängt ein größeres Kreuz und einige Bilder von verschiedener Art zieren die Wände. Ein schwarzer Kater oder eine graue Katze, gut gemästet, welche an sichtbarer Stelle oft auch am Schoße der Kartenlegerin ihren Lagerplatz hat, darf niemals fehlen. Die aufsuchende Kundschaft wird von ihr begrüßt und plaziert. Ein kurzes Gespräch vermittelt den Übergang zu der bedürftenden Aktion. Die Kartenlegerin holt die Karten hervor, legt dieselben mit der Bildseite nach unten in Reihen auf den Tisch. Darauf hebt sie eine Karte ab, betrachtet dieselbe mit geheimnisvollen Blick, dann, die Kundschaft durchdringend betrachtend, erklärt sie die Zeichen aus der Karte der gespannt zuhörenden Person. Die rote Karte wird als Liebe und die grüne als Hoffnung gedeutet. Da wird von großer Liebe, Glück und baldiger Heirat, von Erbschaften, großen Reisen, von Feinden, Unglück und auch von viel Trauer und Tod gesprochen.

Es ist somit alles darin enthalten, was die Kartenlegerin zur Antwort gibt, womit jeder Mensch rechnen muß, und so gehen die Besucher nachdenklich von dannen. Ein kleiner Obolus für den Blick in die Zukunft beschließt den mysteriösen Akt. Einige sehen alles dies als eine Nichtigkeit an, andere dagegen sind davon felsenfest überzeugt und harren nun der Dinge, die ihnen geweissagt wurden und in Erfüllung gehen sollen.

Jos. Haroska / Beuthen.

Völkseundliche Literatur über Ostoberschlesien

Obwohl nachfolgende Schriften schon vor län-

gerer Zeit erschienen sind, sei auf sie wenigstens kurz hingewiesen, um einen kleinen Baustein für die dringend nötige kulturelle Zusammenarbeit mit Ostoberschlesien zu liefern.

Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala erschien schon 1923 (96 S.) im Verlag „Das junge Volk“ in Plauen i. V.; der Herausgeber ist Viktor Kauder. Ein wertvolles Büchlein, das Geschichte und Volkstum der Doppelstadt und der umliegenden deutschen Dörfer darstellt mit Bildern und Plan. Die geschichtliche und die volkstumsmäßige Struktur des Gebietes ist unserer ganz ähnlich, daher ist das Studium des Büchleins allen westoberschlesischen Heimatarbeitern sehr zu empfehlen. Das gleiche gilt an den 2 im Verlag der Historisch. Gesellschaft f. Posen schon erschienenen Bändchen der „Ostdeutschen Heimatbücher“. Herausgeber ist ebenfalls Viktor Kauder. Band I:

W. Kuhn, Gott segne ein ehrbar Handwerk, Posen 1926. Es handelt sich um eine gründliche Betrachtung des Bielitz-Bialaer Zunftlebens vom kulturgeschichtlichen Standpunkte. Ein tätiges gewerbliches Leben der deutschen Vorpostenstadt wird da auf über 100 Seiten entrollt, ein reiches Bildmaterial stellt die vielen Innungsaltertümer dar. Band II Ostd. Heimatbücher und zugleich Heft V der Beitr. zur vergleich. Kunstforschung des Kunsthift. Instituts der Universität Wien heißt:

Dr. J. Strzygowski, Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala, Posen 1927. (47 S.) Eine historisch bauliche Untersuchung der Holzkirchen des Gebiets nach tiefdurchdachtem Plan (Runde, Wesen, Entwicklung, Beschauer) mit schönen Plänen und Bildern. Von den kaum ein Dhd. zählenden Holzgebäuden führt der bekannte Forscher an die wichtigsten Probleme europäischer Kunstforschung überhaupt heran. Die Bauten sind ihrem Wesen nach unseren Holzkirchen gleich, eine Gesamtbearbeitung West-, Ost- und Südoberschlesiens in ähnlich grundlegender Art wird immer dringlicher. W. R.

# Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrgangs.

|                                                                                                   | Heft | Seite |                                                                           | Heft | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|---------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Bartsch, Zu dem Flurnamen „Galgenberg“ . . . . .                                                  | 1/5  | 9     | Hydkei, Volkstümliche Ortsnamen-<br>deutung . . . . .                     | 1/5  | 1-2   |
| Bolif, Redensarten . . . . .                                                                      | 1/5  | 9     | K., Zu „Kampflieder der poln. In-<br>surgenten“ . . . . .                 | 1/5  | 9     |
| Büchs, Auflegen von Lächern in Pleß 8/12                                                          | 6    |       | K., W., Volkskundliche Literatur<br>über Oberschlesien . . . . .          | 8/12 | 7     |
| „ , Der Blutegel als Wetterprophet 1/5                                                            | 5    |       | Kalisch, Neue lebendige Volksfor-<br>schung . . . . .                     | 6/7  | 1-2   |
| „ , Eine Hochzeitseinladung aus dem<br>Jahre 1602 . . . . .                                       | 1/5  | 6     | Koniesny, Die Heze von Radoschau 6/7                                      | 4-5  |       |
| „ , Tiere im obereschlesischen Volks-<br>glauben . . . . .                                        | 6/7  | 3-4   | Kotsch, Abergläubisches aus dem<br>Kreise Ratibor . . . . .               | 1/5  | 5-6   |
| „ , Volkskundliches aus dem Tage-<br>buch des Prinzen . . . . .                                   | 6/7  | 2     | Krause, Die Pschower Katholiken . 1/5                                     | 8-9  |       |
| „ , Volksliedertexte aus Pleß . 6/7                                                               | 2    |       | „ , Dtsche. Heimat in Polen (Bspr.) 6/7                                   | 5-6  |       |
| „ , Louis v. Anhalt-Cöthen-Pleß . 1/5                                                             | 7-8  |       | „ , Einige Beispiele für Slawisierung<br>Deutscher . . . . .              | 1/5  | 10    |
| „ , Zur Pleßer Volksmedizin . . 8/12                                                              | 2    |       | „ , Einige interessante Flurnamen 8/12                                    | 3    |       |
| „ , Zur Volksheilkunde im 18. Jahr-<br>hundert . . . . .                                          | 1/5  | 4-5   | „ , Rosengasse in Oberschlesien . 6/7                                     | 5    |       |
| Chroboß, † Lud X, S. 1—2 (Bespr.) 6/7                                                             | 6    |       | „ , Schaffen und Schauen (Bespr.) 6/7                                     | 6    |       |
| „ , Das Kraut als Volksnahrung 8/12                                                               | 7    |       | Mende, Abzählreime aus Beuthen . 8/12                                     | 5    |       |
| Franzke, Ein Märchen aus der<br>Jastrzember Gegend . . . . .                                      | 1/5  | 3-4   | „ , Zur Volkskunde des Kaufmanns 1/5                                      | 9    |       |
| Freiherr, 26. Sitzung der Beuthener<br>Arbeitsgemeinschaft für obereschl.<br>Volkskunde . . . . . | 8/12 | 1     | Mroszko, Zu dem Flurnamen „Galgenberg“ . . . . .                          | 1/5  | 9     |
| Grabowski, Elisabeth, Die wird auch<br>noch die Domtreppen kehren müssen 8/12                     | 2    |       | „ , Zu „Volksheilmittel“ . . . . .                                        | 1/5  | 9     |
| Haroska, Jos., Von der Kartenlegerin 8/12                                                         | 7    |       | Pudolsek, Grabssprüche a. Oberglogau 1/5                                  | 2-3  |       |
| Hoffmann, Gustav, Bräuche aus Alt-<br>dorf, Kr. Pleß . . . . .                                    | 1/5  | 6-7   | Slupik, Wer's zu etwas bringen will,<br>der muß zeitig anfangen . . . . . | 1/5  | 8     |
| † Hoffmann G., Stammbuchverse . 8/12                                                              | 4    |       | Wecker, Wöchnerinnenbräuche in<br>Kosberg . . . . .                       | 6/7  | 2-3   |
| „ , Willi, Hausmittel gegen Krank-<br>heiten . . . . .                                            | 8/12 |       | Wrublik, Vom bösen Blick . . . . .                                        | 1/5  | 8     |

# M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

## Über Goethe und den deutschen Osten

erschien von Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler im Maiheft 1931 der Zeitschrift „Corona“ (Verlag der Bremer Presse / München-Zürich) eine aufschlußreiche Arbeit, deren wertvoller Inhalt uns Oberschlesiern bereits vorher durch die Rede Josefs Naders bei der Hauptversammlung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Jahre 1931 in Oppeln bekannt wurde.

Die Beziehungen Goethes zum deutschen Osten sind gekennzeichnet durch die Namen Herder, Hamann, Kant, Königsberg, die Marienburg, Karlsbad in Böhmen. Goethe „hat das gewaltige fließende Band erfaßt, das die Ostgrenze des deutschen Siedelbodens von der Ostsee bis zur Adria einfümt und als Zone westöstlicher Kulturdurchdringung Deutsche und Ostvölker unauf löslich ineinander verstrickt“. „Heute sind die Dinge“, so schließt Josef Nadler seine Arbeit, „im Osten wieder so geworden wie Goethe sie sah: Zusammenwohnen der Völker in gemeinsamen Häusern. Goethes Ostprogramm hat also heute stärkere Gegenwart denn je. Deutschlands westöstliche Sendung wird ein verständnisvolles Nehmen und ein atgloses Geben sein müssen. Der Geist Europas wird nur durch Deutschland in den Osten hineinwachsen. Und die jungen Völker des Ostens werden sich nur durch die nachbarliche deutsche Sprache und Literatur in Europa hineinleben. Und was Goethe nicht gelang, zwischen Kölner Dom und Marienburg den Einklang zu finden, das wird der deutschen Gegenwart gelingen müssen. Deutschland kann unter den Völkern des Ostens nur bestehen im Geist des Königsberger 18. Jahrhunderts, dessen Bögling und Erfüllung Goethe gewesen ist. Nur wenn den jungen Völkern des Ostens hinter der Marienburg die Silhouette des Kölner Domes entgegensteigt, ist zu hoffen, daß ihnen Wesen und Ganzheit des deutschen Volkes glaubhaft wird“.

## Archivdirektor Dr. Alfons Nowak

veröffentlichte in der Beilage der „Schlesischen Volkszeitung“ „Die Unterhaltung“ unterm

28. 2. 32 einen Aufsatz „Goethe und oberschlesische Celebritäten“. Er erzählt in diesem Aufsatz von den Beziehungen berühmter Oberschlesier oder Oberschlesien verbundener Persönlichkeiten zu Goethe (Markus Maria Marquis von Bombelles, Graf Philipp Colonna, Joseph von Eichendorff, Ignatius Lorinser).

## Die Salzburger Hochschulwochen

finden in diesem Jahre vom 9. bis 27. August 1932 statt. Es sind wieder eine ganze Reihe wertvoller Vorträge aus dem Gebiete der Theologie und Philosophie, der Staatswissenschaften, Literatur und Kunst vorgesehen. Über die Goethezeit spricht Günther Müller von der Universität Münster in Westfalen, von den romanischen Kirchen der Lombardei Joseph Weingartner aus Innsbruck.

Weingartner unternimmt im Anschluß an die Hochschulwochen eine wissenschaftliche Studienfahrt von etwa zehn Tagen zu den romanischen Kirchen der Lombardei.

Die Brucknergesellschaft hat ihr großes Brucknerfest auf die letzte Woche der Salzburger Hochschulwochen verlegt.

Auskunft erteilen die Kanzleien der Salzburger Hochschulwochen in Salzburg, Franziskanergasse 2 / in Köln, Altenbergerstr. 14 / in Berlin NW. 87, Klopstockstraße 6.

## Eurt Kretschmar / Im deutschen Südosten. Fahrten durch das Grenzland Oberschlesien

In der Schriftenreihe des Triasdruck-Verlages, Berlin S 14 und zwar in der Sammlung „Mit Rucksack und Nagelschuß“ erschien auf Anregung und unter Mitwirkung des Oberschlesischen Verkehrsverbandes als neuestes Heft diese sehr hübsche Werbung für Oberschlesien. Der Inhalt ist übersichtlich und anregend gestaltet. Neben verschiedenen Abbildungen sind dem Heft ein Verzeichnis der oberschlesischen Jugendherbergen und eine Übersichtskarte von Oberschlesien beigegeben. Der Preis beträgt nur

0.30 RM. pro Stück. Das Heftchen wendet sich in erster Reihe an die Jugendwanderer, dürfte aber auch den Erwachsenen fesseln, denn an einer kurzen Unterrichtung über Oberschlesien gelegen ist.

H. Paul Weber, Grenzland

Widerstands-Verlag, Berlin. Preis 2.— RM. 9 Holzschnitte, die den deutschen Menschen im Grenzlandkämpfe zeigen, angefangen von der Entschlossenheit der ostdeutschen Siedler vor 700 Jahren und ihrem mutigen Bekenntnis „Gen Ostland woll'n wir reiten“ fortgeführt bis in unsere Tage, da die deutschen Ostgebiete entweder ganz feindlicher Willkür und Bedrückung preisgegeben wurden oder aufs stärkste bedroht sind.

Der schlesische Verlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau

beginnt am 6. März den Tag seines 200jährigen Bestehens. Der Verlag und die in dem Korn'schen Verlage seit dem Jahre 1742 erscheinende „Schlesische Zeitung“ sind eine Gründung Friedrichs des Großen.

Im Jahre 1741 verließ Friedrich der Große dem Gründer der Firma, Johann Jacob Korn, das zunächst auf 20 Jahre befristete Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, da er sehr wohl erkannt hatte, welchen Einfluß eine Zeitung auf die Bevölkerung eines neu erworbenen Landesteiles haben könnte. Die „Schlesische Zeitung“ zählte Friedrich den Großen selbst zu ihren militärischen Mitarbeitern. Unter dem Pseudonym „Schreiben eines Vornehmen Königlich-Preussischen Officiers“ hat der König in ihr von ihm selbst verfaßte brillant geschriebene Berichte über einzelne seiner Schlachten veröffentlicht. Auch im Jahre der preussischen Erhebung, 1813, spielte die „Schlesische Zeitung“ eine ausschlaggebende Rolle. Mit der

Aberpfändung des Königs Friedrich Wilhelm III. nach Breslau wurde sie die „Königliche Preussische Hof- und Staatszeitung“, und in ihr erschien erstmalig am 20. März der denkwürdige „Aufruf an Mein Volk“, der dann in Millionen von Exemplaren verbreitet wurde, durch alle preussischen Lande flog und die vaterländische Begeisterung zur hell lodernden Flamme entfachte.

Zum Verlag Korn gehören heute auch der Bergstadtverlag, der sich besondere Verdienste um die Förderung der schlesischen Dichter Paul Barusch und Paul Keller erworben hat, die neuerdings sehr aktive Buchabteilung des Verlages Korn und die „Schlesischen Monatshefte“, herausgegeben von Professor Dr. Landsberger.

Wer kann gegen Bezahlung abgeben oder vermitteln:

1. Vollständige Jahrgänge des in der Abstimmungszeit erschienenen Kampfblattes „Der Schwarze Adler“?
2. Die deutsch geschriebene, aber polnisch gesinnte Abstimmungszeitung „Der weiße Adler“?
3. Vom „Oberschlesier“, Jahrgang 1919, 20, 21, 22, 23, 24?
4. Die Zeitschrift „Oberschlesien“ (herausgegeben von Professor Paul Knötel), Jahrgang IV? Welche andern Jahrgänge?
5. „Der Oberschlesier“ Oktober-Novemberheft 1924 (Wilhelm Doms-Heft)?
6. „Der Oberschlesier“, Juniheft 1924 (Carlsruhe-Heft)?

Vom Verlag Staackmann in Leipzig liegt diesem Heft ein Werbeblatt bei (Staackmanns Romanbibliothek), auf das wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodroff in Oppeln, Eichendorffstr. 14, zu richten.